



11 unerwartete Reportagen

# Der Anfang ist nah





# Editorial

**Liebe Leserinnen und Leser**, die Welt riecht anders, wenn man sie zu Fuß betritt: nach Bühnenstaub und Kettenöl, nach Weihrauch und Honig, Schlamm und Schweiß, nach Fischblut und nassem Pferd.

„Mehr Straße“ – das ist eines der sieben Versprechen der Reportageschule. Und dieses Heft hält Wort. Die Reporterinnen und Reporter des 20. Jahrgangs sind rausgegangen, haben zugehört, sich verirrt, neu begonnen – und sind einer Welt begegnet, die herrlich vieldeutig ist.

Erfahrung ist seltener geworden. Nicht, weil die Welt weniger zu bieten hätte, sondern weil sie immer stärker vermittelt ist durch Bildschirme, Filter, Algorithmen, durch die permanente Gegenwart des Digitalen. Wir sehen das, was uns – geglättet und beschleunigt – gezeigt wird. Doch die Wirklichkeit ist da. Sie bleibt unhandlich, laut, widersprüchlich. Sie wartet darauf, dass jemand stehen bleibt und hinschaut, wirklich hinschaut.

Vielleicht ist das heute die radikalste Form von Erkenntnis: die Welt wieder unmittelbar zu erfahren und sie auszuhalten, wie sie ist.

Dort, wo einem die Wirklichkeit widerspricht, beginnt die Reportage. Zwischen Liebe und Porno, Pferdekutsche und Livestream, Glaube und Wahn, Hoffnung und Erschöpfung. Dort, wo sich Gegensätze nicht auflösen, sondern aneinander reiben – da erzählen wir. Da schreiben wir.

Ja, die Welt wird mündlicher. Zunehmend leben wir in einer Kultur des Hörens und Sehens und intuitiven Verstehens; Aufmerksamkeit zirkuliert, sie verweilt immer weniger. Wir an der Reportageschule setzen dem die Langform entgegen. Weil die lange, erzählte Form ein Ort der Konzentration bleibt, eine Übung darin, Tiefe zuzulassen in einer Welt voller Störgeräusche.

Das war's, liebe 20er. Habt ihr gut gemacht. Und jetzt: Raus auf die Straße. Staunen, zweifeln, schwitzen, warten, weitergehen, mit wachen Augen, schmutzigen Schuhen und dem Mut, sich nicht abzufinden. Was für ein Privileg.

Viel Vergnügen beim Lesen dieser Reportagen. Sie sind staubig, laut, überraschend. Sie riechen nach Welt.

Herzlich, Ihr Ariel Hauptmeier

PS

11 Teams waren unterwegs, dann wurde redigiert, layoutet, verifiziert, korrigiert, lithografiert, gedruckt, versandt. Das ist nicht billig. Wie gut, dass wir zwei so großartige Sponsoren hatten: die **Dieter Schwarz Stiftung aus Heilbronn** und das **Kultusministerium Baden-Württemberg**. Wir danken von Herzen!



## David's Finale

8

Nach drei Jahrzehnten endet die Ballettkarriere von David Valencia mit dem wichtigsten Tanz seines Lebens. Wie nimmt man Abschied, wenn das Ende zugleich der Höhepunkt ist? Franziska Wessel (Text) und Emil Eichinger (Fotos) haben David in den letzten Wochen seines Bühnenlebens begleitet.

# Inhalt

## #20.2025



## DER PREIS DER PEDALE

24

Lisa Pausch und Cora Trinkaus (Fotos, rechts) begleiteten ein deutsches Team bei der vierten Tour de France Femmes. Sie sahen Jubel, Schmerz, Tränen - und erlebten, wie hart Frauen noch immer um Sichtbarkeit auf der größten Bühne des Radsports kämpfen müssen.

## Du kannst nicht jeden retten

38

Im Seehaus Leonberg leben junge Straftäter ohne Gitter, aber mit strengen Regeln. Tom Gath und Antonia Bretschkow (Fotos) besuchten ein Gefängnis, das Freiheit probt - mit ungewissem Ausgang.



## DIE BANALITÄT DES BUMSENS

50

In der neuen Pornowelt sind die eigenen Schlafzimmer die Studios - und Paare die Produzenten. Cedric und Sofi lernten sich beim Filmen kennen, verliebten sich, wurden Profis. Niklas Schlottmann und Hanna Budovei (Fotos) haben sie an einem Drehtag in Berlin begleitet.

## Auf Bewährung

62

110 tote Schafe. Bauern toben, Wolfsschützer klagen, ein Landrat verfügt: Noch ein Riss, und der Rüde stirbt. Leon Meckler, David Fuhrmann (links) recherchierten, Markus Heft (rechts) fotografierte.





## SEIN REICH KOMME

74

Ivo Sasek will den Systemsturz. Mit seiner Sekte vernetzt er radikale Schwurbler von der Schweiz bis Texas. Warum verfängt sein Wahn? Joana Rettig und Anjou Vartmann (Fotos, rechts) trafen Gläubige - und eine, die entkam.

## DER TRIP



86

Seit acht Jahren unterwegs: Familie Schneiders reist in Pferdekutschen durch Europa - und streamt ihr Leben dabei. Haben sie die Freiheit gefunden? Dune Korth und Salome Ziermann (Fotos, vorne) begleiteten sie.

### SONSTIGES

146  
LETZTE  
SEITE

147  
IMPRESSUM



## Der Zeuge

100

Einst floh Amer Matar vor der Folter nach Deutschland. Heute baut er syrische und irakische Gefängnisse als digitale 3D-Modelle nach - als Beweis der Gewalt, die Assad und der Islamische Staat aus der Geschichte tilgen wollen. Katharina Osterhammer und Lennart Holste (Fotos) begleiteten Matar durch die virtuellen Folterkammern.

## Honig auf Testo

112

Ein alter Imker und ein umstrittener Fitness-Influencer verkaufen Honig als „Gottes Nahrung“ und landen im Netz einen Hit. Jonas Lüth und Adam Beyer (Fotos, rechts) aßen und pumpften mit.



## GEGEN WIND

122

Er ist einer der Letzten seiner Art: Mit 25 fischt Gustav Martitz auf der Ostsee. Er fängt Flundern und Aale und arbeitet mit Forschenden zusammen, um das Meer zu retten. Alessandra Röder und Annica-Farina Badowski (Fotos, rechts) stiegen mit ihm in seine „Jolle“.

## Sie kommen für ein besseres Leben

134

Ein TikTok-Video versprach Minh Pham vier Jahre gute Arbeit in Deutschland. Doch nach acht Monaten in einer Fleischfabrik muss er wieder zurück nach Vietnam. David Fuhrmann (links) und Leon Meckler (rechts) recherchierten, Paul Geiersbach fotografierte.





# DAVIDS

Dreißig Jahre Disziplin, Schweiß und knirschende Gelenke. Jetzt steht der Balletttänzer David Valencia vor seinem wichtigsten Tanz, der zugleich sein letzter sein wird. Vom Abschiednehmen zwischen Schmerz und Stolz.

TEXT Franziska Wessel  
FOTO Emil Eichinger

# FINALE



Ein Plastikspreizer im Mund verzerrt David Valencias Gesicht zu einer Fratze. Er tanzt ein Solo in einer Choreographie von Marco Goecke – zur weltberühmten Ballettmusik „Le Sacre du Printemps“.

**LINKS:**

David Valencia tanzt, seit er neun ist. Seit zwei Jahren weiß er, dass diese Spielzeit seine letzte sein wird. Er hat seinen Frieden damit gemacht.

**RECHTS:**

Starchoreograph Marco Goecke umringt von der Kompanie bei den Proben im Gärtnerplatztheater. Die Sonnenbrille setzt er auch drinnen nicht ab.

In dieser Nacht, 21 Tage vor dem Ende seiner Karriere, ist der Moment gekommen, in dem David Valencia nach der angebrochenen Flasche Rosé im Kühlschrank greift. Tee hilft nicht mehr. Es ist schon nach Mitternacht, und der Schlaf kommt nicht. Er trinkt den Wein aus und legt sich wieder ins Bett. „Ich hatte Panik wie eine Sechzehnjährige“, sagt er später.

Am nächsten Morgen soll er das letzte Solo seiner Ballettkarriere proben. Er tanzt seit 30 Jahren, und trotzdem ist er nervös, denn dieses Solo ist nicht einfach der Endpunkt, sondern

der krönende Abschluss seines Tänzerlebens. Der Choreograph ist eine Legende, das Musikstück zur Choreographie weltberühmt. Diese Superlative, sagt David, machen den letzten Tanz zu seinem wichtigsten.

Erst kurz vor Tagesanbruch schläft er ein.

30 Jahre lang hat David Valencia alles fürs Tanzen gegeben. Jetzt, mit 38 Jahren, geht er in Rente. Er ist der älteste Tänzer der Ballettkompanie am Münchner Gärtnerplatztheater. Die Zeit ist reif.

Er ist kein Superstar der Szene, sondern ein Normalo. Dabei hat er geschafft, was nur wenigen Tänzer:innen gelingt: Er kann vom Tanzen leben. David schätzt, dass nur ein Drittel derer, die eine professionelle Ballettausbildung bekommen, das Tanzen langfristig zu ihrem Beruf machen. „Diese Karriere ist extrem selektiv“, sagt er, auf Englisch, was ihm noch immer leichter fällt als Deutsch. „Das macht sie so besonders.“ Gleichzeitig ist er unter denen, die hochklassiges Ballett tanzen, einer von vielen. Und wie viele andere hat er dafür nicht nur Applaus geerntet, sondern auch geschundene Gelenke und verhältnismäßig wenig Geld.

Sein Abschied ist keine Helden-geschichte. Eher eine stille Variante davon, wie sie sich zigfach in deutschen Ballettsälen abspielt – dort, wo riesige Leidenschaft irgendwann auf die Grenzen der Körperkraft trifft. Die Presse wird später über die Inszenierung des Stücks schreiben, aber nicht von der Bedeutung, die das Stück für David hat. Der Star dieser Produktion ist nicht er selbst, sondern der Choreograph, Marco Goecke, von dem später noch die Rede sein wird.

**Noch 17 Tage**

David Valencia betritt den Ballettsaal des Münchner Staatstheaters am Gärtnerplatz. Noch ist er alleine. Graues Tageslicht fällt durch die Fenster auf das Linoleum am Boden, gegenüber eine lange Spiegelwand. Er steuert seinen Stammplatz an, nah beim Klavier. Von hier aus, sagt er, könne er der Pianistin Elena einen Blick zuwerfen. Als Komplizin bezeichnet er sie. Sie kennen sich seit 16 Jahren, so lange gehört David schon zur Gärtnerplatzkompanie, mit drei Jahren Unterbrechung, in denen er in Stuttgart, Dessau und der Schweiz tanzte.



In Davids Ohren stecken Kopfhörer. Er legt sich auf den Rücken und schließt die Augen. Ein Bein zieht er an den Körper, umschließt es mit den Armen, das andere streckt er aus. Wechselt. Tänzer:innen tröpfeln ein, schlanke Menschen in Jogginghosen, mit festen Bäuchen und sichtbaren Rückenmuskeln. Sie spreizen ihre Beine in den Spagat, lassen die Köpfe kreisen, plaudern wie Kollegen im Büro kurz vor der Konferenz. Unter ihnen ist Davids Frau Amelie, auch sie tanzt schon lange am Gärtnerplatz. David hebt den Oberkörper vom Boden, greift mit den Fingern nach etwas Unsichtbarem, langsam werden seine Muskeln warm und die Sehnen weicher. Alles wie immer. Nur in David ist alles anders. Er sei wie ein Schwamm, sagt er später über diese letzten Tage, der versuche, alles noch

**Sein letzter  
Tanz ist der  
krönende  
Abschluss von  
Davids  
Karriere – der  
Endpunkt, auf  
den jetzt alles  
zuläuft.**

einmal in sich aufzunehmen, bevor es verschwindet.

Nach dem Training mit dem Ballettmeister betritt Marco Goecke den Saal, der Choreograph. Er ist für diese eine Produktion zu Gast am Gärtnerplatz. „Where’s my chair?“, ruft er in den Raum. Jemand schiebt einen weißen Ledersessel herbei und ein zwei-stöckiges Servierwägelchen hinterher. Den Sessel nimmt Goecke selbst in Anspruch, auf dem Wägelchen findet seine Handtasche Platz.

Goecke, der aus Wuppertal stammt, ist eine Schlüsselfigur des zeitgenössischen Balletts. Seine Choreographien werden an den wichtigsten Balletthäusern der Welt aufgeführt, eine Kritikerin nennt ihn den „aufregendsten Choreographen Deutschlands“. Sein Stil ist einzigartig. Krass, schnell, dringlich,



#### LINKS:

Jahrelang tanzte David auf der Bühne im Gärtnerplatztheater, als einer von 20 Tänzer:innen in der Kompagnie. Im Gegensatz zu Häusern wie der Bayerischen Staatsoper trainieren sie hier nicht klassisches, sondern zeitgenössisches Ballett.

#### RECHTS:

Ob wie hier im Ballettsaal oder drei Stockwerke tiefer auf der Bühne: An einem normalen Arbeitstag tanzt er bis zu sieben Stunden.

schreibt eine andere Kritikerin – wie unsere Zeit.

Aber Goecke ist auch umstritten. Spätestens seit einem Vorfall in der Hannoveraner Staatsoper Anfang 2023, bei dem er einer Journalistin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung Hundekot ins Gesicht warf. Nicht geplant, sagte Goecke später, sein altersschwacher Dackel Gustav habe backstage „gemacht“, er habe den Kotbeutel noch dabei gehabt, als er im Opernfoyer auf die Kritikerin traf. Im Moment der Attacke sei er aus der Fassung geraten. Die Journalistin von der FAZ beschmutzte mit ihren Rezensionen sein Werk. Riesenaufruhr, die Hannoveraner Staatsoper kündigte ihm. Ein Verfahren gegen Goecke wegen tätlicher Beleidigung wurde gegen Zahlung einer Geldauflage eingestellt.

Doch Goecke ist ein Star, too big to fail. Karl Alfred Schreiner, der Ballettdirektor des Gärtnerplatztheaters, sagt, Goecke habe seine Strafe bekommen. Und sei hier, im katholischen Bayern, Vergebung nicht an der Tagesordnung? Später, am Abend nach dem Training, sagt einer der Tänzer: Dass er überhaupt in einem Raum mit Goecke sein dürfe, sei eine Ehre.

Goecke hält jetzt eine Ansprache, die Tänzer:innen versammeln sich um ihn. Einige nicken. David Valencia hält Abstand. Er steht ein paar Schritte außerhalb der Traube und verschränkt die Arme vor der Brust. Sein Körper sieht



immer so aus, als habe er sich gerade eben durchgestreckt. Erst seit gestern Nacht steht die gesamte Choreographie, zwei Tage vor der Premiere. Sie tanzen zu Igor Strawinskys „Le Sacre du Printemps“, das Frühlingsopfer. Die Musik erzählt von einer Jungfrau, die von der Gemeinschaft verstoßen wird und ihr Leben lassen muss. Bei seiner Uraufführung 1913 sorgte das Sacre für einen Skandal, so sehr erschütterte es das Publikum mit seinen Dissonanzen, seinem bedrohlichen Klang. Seitdem gehört es zu den berühmtesten Ballettmusiken der Welt. David sagt: „Damit meine Karriere beenden zu können, ist zu schön, um wahr zu sein.“

### Noch 14 Tage

Die Premiere, Davids achtletzter Auftritt, liegt schon zwei Tage zurück. Es

**Manchmal ist  
der Schmerz  
in seinen Knien  
nur schwer  
auszuhalten.  
Davids Körper  
sagt ihm,  
dass es Zeit ist  
zu gehen.**


lief gut, sagt er, und die Kritiken zu Goeckes Arbeit sind positiv. Für David ist die Premiere nicht der Höhepunkt, sondern der Anfang: Der Anfang vom Ende, auf das jetzt alles zuläuft.

An diesem Tag fährt er mit Bus und U-Bahn zum Theater. Erst hat er Training, abends steht die zweite Vorstellung an. Beim Umsteigen nimmt er die Rolltreppe, das schone die Knie. Sie sind seit Jahren seine Schwachstelle. Wenn er den Schmerz in seinen Knien spüre, sei er aber auch erleichtert, sagt David. „Das erinnert mich daran, dass es die richtige Entscheidung war zu gehen.“

An der Pforte des Theaters flötet David „Hallöchen, hallöchen, hallöchen“ und rauscht vorbei in den Bauch des imposanten Gebäudes, grüßt in der Garderobe links und rechts, erreicht den Hängeschrank über seinem Platz,



Disziplin und Hingabe:  
Die Kompagnie des  
Gärtnerplatztheaters  
probt Strawinskys „Le  
Sacre du Printemps“,  
das Frühlingsopfer.  
David ist am kahl  
rasierten Schädel zu  
erkennen.



Bis heute gilt  
Strawinskys  
Stück  
über den  
Zyklus von  
Tod und  
Schöpfung als  
eines der  
bedeutendsten  
Werke  
der Ballett-  
musik.

an dem eine handgemalte Karte klebt. „Papi“ steht darauf, Spanisch für Papa, aber auch für Liebling – ein Geschenk eines Kollegen. Papi nennen sie David hier, weil er selbst alle so nennt.

Bevor er in den Ballettsaal geht, schmiert er Tigerbalsam auf seine Knie. Nach 20 Minuten Training sind die Schmerzen so groß, dass er abbricht.

Zweimal wurde er operiert. Fast den ganzen Meniskus haben Ärzte aus seinem rechten Knie herausgeschnitten, den Knorpel, der zwischen Oberschenkelknochen und Schienbein sitzt. Das Knie besteht aus Knochen, der auf Knochen reibt. Über dem Gelenk sammelt sich immer wieder Flüssigkeit, Milchsäure aus seinen überlasteten Muskeln.

In der Garderobe legt er ein Kühlpack auf sein rechtes Knie. Lange habe er sich schuldig gefühlt, wenn er nicht liefern konnte, was Ballettmeister oder Choreograph von ihm verlangten, sagt er. Inzwischen habe er gelernt: Lieber mit dem Körper arbeiten als gegen ihn.

Wenn man David Valencia später am Tag durch das Gärtnerplatztheater folgt, ist das, als begleite man einen Stammgast in seinem Lieblingsclub. Er nimmt eine Espressokapsel vom Frisierisch, überreicht sie Valerio aus der Kostümabteilung und bittet ihn um einen großen Kaffee: „Grande, Amor.“ Während Valerio die Kapsel durch seine Espressomaschine jagt, schäkert David mit der Ankleidedame. Dann geht er mit der gefüllten Tasse hoch in die Kantine, holt

sich einen Teelöffel Zucker bei Panagiotta, der Frau hinter der Theke, die er Pan nennt, tritt hinaus auf die Terrasse, sucht einen Stuhl ganz am Rand, setzt sich, nimmt einen Zug aus seiner E-Zigarette und schaut auf den Gärtnerplatz.

David sagt, er liebe nicht den Moment auf der Bühne, sondern das Leben drum herum, das er dem Tanzen zu verdanken hat. Die Kollegen, die zu einer Familie geworden sind. Das Tanzen hat ihn auch mit seiner Frau Amelie zusammengebracht. Wenn man ihm zuhört, bekommt man den Eindruck: Es ist okay, dass das Tanzen aufhört, weil so viel anderes bleibt.

Als er nach dem Auftritt von der Bühne kommt, sagt David, er spüre den Schmerz in seinem rechten Knie noch



# E

nicht. „Adrenalin ist ein Lügner.“ In der Theaterkantine gibt er noch ein Bier aus, er nennt es „a nice Abendsaft“. Oft merke er nach einem Auftritt erst viel zu spät, dass er nicht nur Durst habe, sondern auch Hunger.

Wenn er über das Ende seiner Karriere spricht, werden Davids Worte zu Floskeln. „Was oben ist, muss wieder runterkommen.“ – „Das Leben ist wie eine Orange, don't press it more.“ Man solle „Frieden machen“ mit dem, was man nicht ändern kann. „Aufhören, wenn es am schönsten ist.“ Vielleicht sind diese Redewendungen ein Schutz vor dem Abgrund, in den manche Tänzer:innen blicken, wenn das Karriereende bevorsteht, vielleicht hat er den Abschied auch schon lange vorweggenommen.

Es gehöre zu seinem Beruf, dass der Körper das Ende vorgibt, sagt David. Seine frühen Verletzungen hätten ihn darauf vorbereitet, dass es jederzeit so weit sein kann. Auch eine weitere Spielzeit würde er noch schaffen, vielleicht sogar zwei, aber er möchte zu seinen eigenen Bedingungen gehen. Bevor ihn sein Körper zwingt.

Vor zwei Jahren vereinbarte er mit Schreiner, dem Ballettdirektor, dass die Spielzeit 2024/2025 seine letzte sein würde, und tat, was manche Balletttänzer:innen versäumen: Er machte einen

## RECHTS:

Hoch oben, auf dem Dach des Theaters, findet David Valencia Ruhe. Unter ihm strahlt der Gärtnerplatz, am Horizont leuchtet die Heilig-Geist-Kirche.

## LINKS:

Es sind Körperkraft und Beweglichkeit, die das Tanzen leicht aussehen lassen: David trainiert mehrmals die Woche im Fitnessraum des Gärtnerplatztheaters.





Plan für danach. Schon seit einer Weile unterrichtete er Jugendliche an zwei Münchner Ballettschulen in zeitgenössischem Tanz. An freien Abenden besuchte er jetzt zusätzlich Unterrichtsstunden des deutschen Berufsverbands für Tanzpädagogik. Seit Juni 2024 ist er geprüfter Tanzpädagoge.

Er hat sich eine neue Rolle im Ökosystem gesucht. Was das Tanzen die vergangenen 30 Jahre für ihn geleistet hat, soll nun das Lehren ersetzen: Es soll seinem Leben einen Sinn geben. „Hoffentlich“, sagt David.

### Noch 11 Tage

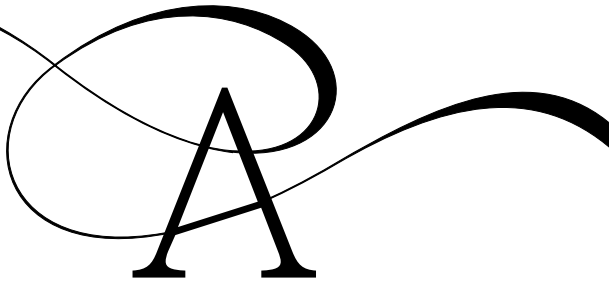
Ein schwüler Montag im Juli in München-Sendling. Auf seinem Balkon zieht David an seiner E-Zigarette, eigentlich will er das Rauchen sein lassen. Zwei Zimmer, Küche, Bad – hier wohnt er

**Vor vier Wochen hat er sich gewünscht, es möge endlich vorbei sein. Aber jetzt, so kurz vor Schluss, kommt das Ende zu schnell.**

mit seiner Frau Amelie. Neben dem Bett im Schlafzimmer hängt eine Zeichnung vom Gärtnerplatztheater. Bald wird in seinem Leben Platz für andere Dinge sein. Zum ersten Mal seit 20 Jahren wird David Weihnachten zu Hause in Kolumbien verbringen. Und mit Amelie wird er darüber nachdenken, wann sie ein Kind bekommen wollen.

Am Morgen hat er aus Versehen einen Stapel weißer T-Shirts ins Theater mitgebracht, weil er in denen am liebsten trainiert. Erst in der Garderobe ist ihm aufgefallen, dass er sie hier gar nicht mehr brauchen wird.

David raucht und erzählt. Als Kind habe er nicht darüber nachgedacht, ob er tanzen wollte. Er habe für den Applaus getanzt. „Es ging hauptsächlich darum, dass ich in irgendwas gut war“, sagt er.



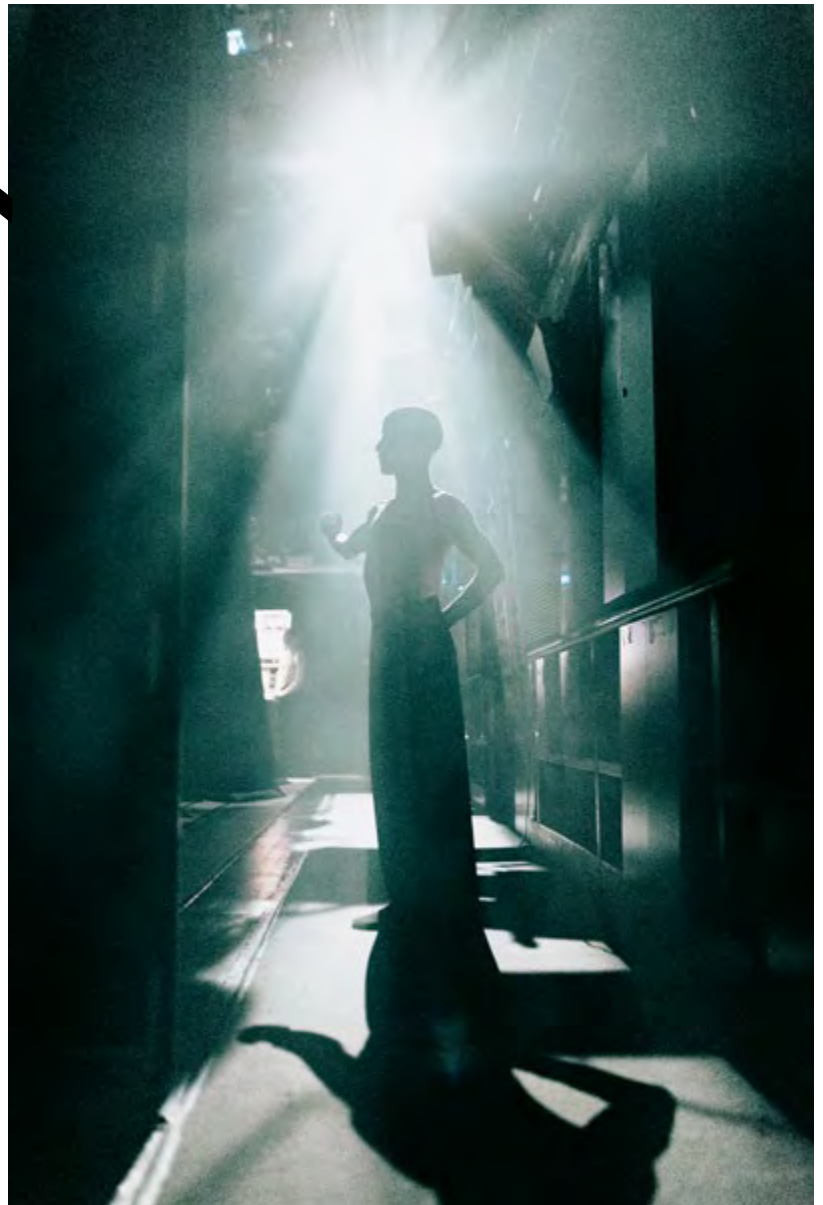
Aufgewachsen ist er in der Millionenstadt Santiago de Cali, Kolumbien. Seine Familie sei weder reich noch arm, sagt David. Gewalt stecke in jedem Viertel der Stadt, egal, wie wohlhabend oder arm seine Bewohner seien. Mit den Jungs aus seiner Nachbarschaft spielte er Fußball auf Beton, und wenn sich in Hörweite ein Schuss aus einer Pistole löste, wussten sie, was zu tun war: sich auf den Boden legen und bis 60 zählen. Als sie David mit neun Jahren bei der örtlichen Ballettschule anmeldete, ging es seiner Mutter nicht ums Tanzen. Sie wollte ihn an einem Ort wissen, der sicherer war als die Straßen ihres Viertels. Seine Freunde schmuggelten in ihren Sneakern Drogen ins Nachbarviertel, während David nach der Schule täglich fünf Stunden lang die klassischen Grundpositionen der Füße übte.

Mit 17 Jahren belegte er bei einem Ballettwettbewerb auf Kuba den zweiten Platz. Noch im selben Jahr schickte er eine VHS-Kassette an die Elite-Tanzschule Rudra Béjart in Lausanne.

Das, sagt David auf seinem Balkon, sei der Moment gewesen, in dem er nicht mehr auf die Anerkennung der anderen reagierte. Die Leidenschaft sei von nun an aus ihm selbst gekommen, weil er gewusst habe, dass er es schaffen könnte. Was danach kam, sei seine eigene Entscheidung gewesen: nach Europa gehen, um eine Tanzkarriere zu verfolgen, und dafür alles Bekannte zurücklassen.

## Noch 10 Tage

David begrüßt eine Handvoll großäugiger Jugendlicher in einem Ballettsaal im Herzen von München. Für sie ist er einer, der geschafft hat, wovon sie träumen. „Hallöchen, hallöchen, hallöchen, I'm David.“ An diesem Nachmittag wird nicht geprobt, deshalb gibt er eine Stunde zeitgenössischen Tanz an der Munich International Ballet School. Alle hier wollen professionelle Tänzer:innen werden. Schaffen wird es nur ein oder zwei, sagt David.



Die Schülerinnen und Schüler lauschen mit ernstem Blick. Nie sagt er „falsch“, sondern immer „fast, versuch's noch einmal. Du kannst es.“ Wenn es klappt, trommelt er mit den Händen auf den Boden. „Yes! Yes! Sí!“

„David ist wie ein Spielertrainer im Fußball“, sagt Ballettdirektor Schreiner. Er denke das Stück über seine Rolle hinaus mit, und merke, wenn etwas fehle. Der David, sagt Schreiner, werde mal Ballettmeister, ganz sicher. Ballettmeister sind der Kompanie nahe, sie trainieren täglich mit ihr und sind verantwortlich für das tänzerische Niveau der Gruppe. David sagt, das wäre der Traum.

Nach dem Unterricht lädt David auf ein Bier ein. Noch vor vier Wochen habe er sich gewünscht, es möge jetzt endlich vorbei sein. Die stundenlangen

### RECHTS:

Hinter der Bühne atmet David noch einmal tief durch. Er wartet auf die Probe seines großen Auftritts, die letzte Szene der Choreographie.

### LINKS:

Links oben, in Davids Garderobenschrank, kleben Erinnerungen: Fotos vergangener Auftritte, die Abschiedsnotiz einer ehemaligen Kollegin, die Karte, auf der „Papi“ steht, Davids Spitzname im Theater.

Im Orchestergraben quaken die Instrumente durcheinander, die Zuschauer suchen ihre Plätze. Hinter dem Vorhang macht David Trippel Schritte wie ein Boxer.





Tanzen bedeutet für David, dem Kunstwerk zu dienen, ein Puzzlestück im großen Ganzen zu sein. Hier bei der Probe zu „An American in Paris“ am Gärtnerplatztheater (2. v. l.).



#### LINKS:

„An American in Paris“, das erste Stück des Dernièresabends, ist geschafft. David (Mitte) strahlt beim Applaus neben seiner Frau Amelie (links).

#### RECHTS:

Nach dem letzten Tanz in Ludwigsburg umarmt David Amelie auf der Bühne. Seine Ballettkarriere ist vorbei, jetzt beginnt etwas Neues.

Proben laugten ihn aus, abends tanzte er „My Fair Lady“, obwohl ihm Musicals zum Hals raushängen. Aber jetzt, so kurz vor Schluss, finde er: Das Ende kommt zu schnell.

An jenem Abend, erzählt er später, habe es noch an der Tür geklingelt. Mach mal auf, habe Amelie zu ihm gesagt, obwohl er schon im Bett lag, und zieh dir eine Hose an. Es sind Davids Mutter, sein Bruder und seine Schwester, Überraschungsbesuch aus Kolumbien. David weint. Auch seine Familie will noch einmal dabei sein, wenn David das tut, was er am besten kann.

### Noch 5 Tage

Die letzte Vorstellung in München steht an. Danach gibt Davids Kompanie noch zwei Gastspiele in Ludwigsburg. Dann ist seine letzte Spielzeit vorbei.

Nach 16 Jahren tanzt David Valencia zum letzten Mal im Theatersaal am Gärtnerplatz. Seine Mutter, sein Bruder und seine Schwester schauen von der Loge aus zu.

Alle Tänzer:innen, die nach dieser Spielzeit gehen, kriegen einen Blumenstrauß, noch auf der Bühne fallen sich alle in die Arme. David zeigt später Fotos davon. Man sieht darauf, wie er sich von der Gruppe wegdreht und an die Brust fasst. Es sei ihm fast zu viel gewesen, so voll war sein Herz, sagt David. Obwohl die Spielzeit noch nicht zu Ende ist, feiern sie bis sechs Uhr am nächsten Morgen.

### Der letzte Tag

„Was sollen sie machen, mich feuern?“, fragt David am letzten Tag der Saison, dem Tag, an dem er das letzte Mal vor großem Publikum tanzen wird. Es ist früher Nachmittag, er sitzt im Restaurant eines Viersternehotels in Ludwigsburg. Seine Stimme ist belegt, das Lächeln sitzt noch etwas schief im Gesicht. Auch gestern war er lange unterwegs. Schließlich sei es seine letzte Tour, sagt David, da sei die Party eingepreist. Es fühle sich an wie Klassenfahrt. Gestern Nacht habe er eine Flasche Gin in seinen Rucksack gepackt und sei damit zwischen den Hotelzimmern seiner Freunde hin und her gezogen. Seinen letzten Auftritt heute Abend werde er trotzdem schaffen.

Dann kommt das allerletzte Training, auf der Bühne im Forum am Ludwigsburger Schlosspark. David scherzt mehr als sonst und lacht lauter. Wenn er nicht an der Reihe ist, macht er trotzdem die Bewegungen der anderen mit, so gut kennt er die Choreographie. In der Garderobe nach dem Training überreichen ihm die anderen Tänzer:innen Abschiedskarten und Notizbücher mit Widmung, für seinen Unterricht. Eine Freundin hat ein Foto von David beim Tanzen gerahmt. Er liest die Karten und schnieft.

Wenige Minuten bis zur Vorstellung. Vor dem Vorhang, im Orchestergraben, quaken die Instrumente beim Stimmen durcheinander, die Zuschauer suchen ihre Plätze. Hinter dem Vorhang üben einige Tänzer ihre Passagen. David macht Trippelschritte wie ein Boxer vor dem Kampf. Er nimmt Amelie fest in den Arm. Dann beginnt die letzte Aufführung.

Etwa drei Minuten vor dem Ende schiebt er sich ein Stück Plastik in den



Mund. Der Spreizer dehnt die Mundwinkel auf, drückt die Lippen nach oben und unten, zwingt ihn, die Zähne zu fletschen. David sieht damit so angst-einflößend aus, wie die Musik klingt – die Optik ist eine künstlerische Entscheidung von Goecke. So steht David da, ganz hinten im Dunkel.

Streicher, Pauke. Dann läuft er auf die Bühne, auf das Publikum zu. Er hält an, windet sich, seine Arme zucken im Stakkato. Er schlägt wie ein Irrer mit den Handflächen auf seine Oberschenkel. Ein Tanz wie ein Wutanfall. Ist er besessen? Tanzt er sich zu Tode? Pauke, Becken, anrollender Donner. Er streckt die Beine nach vorne, wie ein Soldat marschiert er an den Rand der Bühne.

Die Streicher spielen Panik, schrill mischen sie sich in den Aufruhr der Bläser. David breitet seine Arme aus wie

Flügel, streckt die Brust raus, fixiert das Publikum, als wolle er sagen: Kommt schon, traut euch.

Dann marschiert er rückwärts in die Dunkelheit. Bläser, Streicher, Pauke, Becken, alle durcheinander, das Grauen schraubt sich in Ekstase – und David Valencia verschwindet im Nichts. Schlussakkord. Die nackte Glühbirne an der Decke erlischt.

David sagt, er glaube nicht, dass er in Goeckes Choreographie zu „Le Sacre du Printemps“ selbst das Frühlingsopfer ist. Sein Solo repräsentiere die Angst des Opfers kurz vor dem Ende, nicht seine eigene: Er tanze das Gefühl eines anderen. Wie er selbst sich beim Tanzen fühle, spüre er immer erst nach dem Auftritt.

An diesem Abend war sein Gefühl Erleichterung.



FRANZISKA WESSEL & EMIL EICHINGER durften David Valencia bis ins Badezimmer der Garderobe im Gärtnerplatztheater begleiten. Das Ergebnis dieser Recherche: Valencia rasiert seinen Schädel mehrmals die Woche. Dabei hört er gerne Musik von den Red Hot Chili Peppers über den Lautsprecher seines Handys.



Elena Hartmann  
im Ziel nach 125  
Kilometern durch die  
französischen Alpen.  
Weil der Mindest-  
lohn als Profifahrerin  
in der Schweiz nicht  
ausreicht, arbeitet sie  
zu zwanzig Prozent  
weiter als Polizistin.

# DER PREIS DER PEDALE

*Die Frauen haben endlich ihre eigene Tour de France. Im vierten Jahr strömen die Menschen von der Bretagne bis in die Alpen an die Straßen, nie gab es mehr Aufmerksamkeit. Doch hinter den Kulissen wackelt das Fundament.*

**TEXT** Lisa Pausch  
**FOTO** Cora Trinkaus

Fünf Frauen, ein Ziel: Daniek Hengeveld, Kristýna Burlová, Sarah Van Dam, Franziska Brauße und Elena Hartmann (v.l.) am Tag vor der ersten Etappe.





## Attacke

„Now full gas“, krächzt es aus einem Knopf in Franziska Braußes Ohr. Tag 3, kurz nach dem Start ist sie aus dem Peloton ausgebrochen. Vollgas! Ihr Sportdirektor Dirk Baldinger hält per Funk Kontakt zu ihr, warnt vor Brücken, engen Straßen oder Verkehrsinseln und feuert sie an, wenn sich ein Loch für eine Attacke auftut. Jetzt! Brauß duckt sich, schaltet hoch, und weil ihre Schuhe in die Pedale eingerastet sind, tritt sie mit dem einen Bein und zieht mit dem anderen. Ihr Herz pocht mit 185 Schlägen pro Minute, wird sie später in einer App lesen. 22 Grad, Rückenwind, 160 Kilometer flaches Land. Eigentlich genau ihr Tag.

Brauß ist seit zehn Jahren Radprofi. Bei der Bundeswehr fand sie als Sportsoldatin eine finanzielle Absicherung, bevor sie auf Deutschen, Europa- und Weltmeisterschaften die ersten Preise abräumte. „Die sind wahnsinnig“, schrie der Kommentator bei Eurosport, als sie mit drei Kolleginnen auf der Bahn bei den Olympischen Spielen in Tokio auch noch den Weltrekord knackte. In Braußes Wohnung im baden-württembergischen Eningen unter Achalm hängen noch immer die goldenen Luftballons, mit denen ihre Familie sie damals empfangen hatte.

Braußes Flucht misslingt. Wenige Minuten später wird sie vom Peloton eingeholt. Neuer Versuch. Weit vor ihr sind schon vier Frauen gemeinsam ausgerissen. „Full gas, full, full“, ruft es im Funk. Sie gewinnt Abstand zum Peloton.

Wie ein großes Schiff, das seine Passagiere vor Sturm schützt, treibt das Peloton durch die Ebene. Wer sich im Schiff aufhält, nicht ganz vorne, nicht ganz hinten, wer jemanden hinter sich hat und mitrollen kann, der braucht auf der Strecke nur einen Bruchteil der Energie. Der Sturm, das ist der Luftwiderstand, der größte Feind aller Radrennfahrer.

Braußes Rückstand zu den Ausreißerinnen steigt auf über zwei Minuten. Eine Französin gesellt sich zu ihr. Sie nehmen den kurzen Anstieg zum Côte de la Richardière. Das Schiff kommt näher. „Fahr wieder langsamer.“ Nach rund einer halben Stunde muss sie zurück, will sie ihre Energie hundert Kilometer vor dem Ziel nicht verspielen.

„Wieder verpennt“, sagt Teamchef Claude Sun, der vor ihnen die Ersatzräder über die Strecke fährt. Es ist Tag drei, und ein Etappensieg ist immer noch in weiter Ferne. Das Team sei wie betäubt, klagt er kopfschüttelnd und beißt in ein Käsebaguette. Sie würden nicht dafür bezahlt, sich im Peloton zu verstecken, sondern Werbung zu machen.

Brauß wird abgehängt und kommt als 93. ins Ziel. Die Stimmung ist schlecht an diesem Abend, der Druck hoch. Nach einem Jahrzehnt ist der Sponsor des Teams ausgestiegen.

# Frauen

Im Sommer 2025 schickt der deutsche Rennstall Ceratizit [Pro Cycling] sieben Fahrerinnen zur Tour de France der Frauen nach Frankreich. Unter ihnen:

Die Deutsche Franziska Brauße, 26. Sie ist mit 17 für den Radsport vorzeitig von der Schule abgegangen und hat mit 22 Olympiagold geholt. Die Tour ist für sie ein lang ersehnter Traum.

Die Schweizerin Elena Hartmann, 34. Sie arbeitete als Polizistin, als ihr Freund ihr Talent fürs schnelle Fahren entdeckte. Sie will vor allem eines: Spaß haben.

Die Niederländerin Daniëk Hengeveld, 22. Als Jugendliche galt sie als Supertalent, man sagte ihr eine große Zukunft voraus. Jetzt fährt sie an der Weltspitze, und der mentale Druck quält sie.

Die tschechische Meisterin Kristýna Burlová, 23. Ihre Familie fährt nach Frankreich, um sie bei den letzten Etappen in den Alpen zu sehen. Doch sie wird nie dort ankommen.

Die Tour de France gilt als das härteste Rennen der Radsportwelt. Seit 1903 wurden dort Helden geboren,

besungen, verehrt. Papst Pius XII. lud einen Sieger der Tour in den Vatikan ein – und riet den Gläubigen, zu strampeln wie er, um ins Himmelreich zu gelangen.

Frauen kamen in diesen Heldenerzählungen bis vor Kurzem nicht vor. Mehrere Versuche, für sie eine Rundfahrt durch Frankreich zu etablieren, scheiterten. Erst seit 2022 gibt es die Tour de France Femmes und damit die erste eigenständige, in Anspruch, Etappenlänge und Veranstalter vollwertige Alternative zur Tour der Männer.

In ihrem vierten Jahr bekommt sie so viel Aufmerksamkeit wie nie zuvor.

Neun Tage, neun Etappen, 1.169 Kilometer und 18.125 Höhenmeter führen die Frauen von der Westküste Frankreichs bis in die Alpen an die Grenze zur Schweiz. Sie fahren durch Dörfer der Bretagne mit engen Gassen und Häusern aus Granit und Schiefer, vorbei an Feldern und Flusstälern der Loire, Ebenen, die den Sonnenblumen und dem Weizen gewidmet sind, Schlössern überall, und kämpfen sich durch die Bergpassagen bis in die Alpen. Ein Tunnel aus Blau, Grün, Beige und Grau, oder wie der französische Schriftsteller Paul Fournel über die Tour de France schrieb: „Ein Traum, der zwar schmerzhaft ist – aber ein Traum.“

## Druck

Daniëk Hengeveld hat früh den Sprung von den Junioren direkt in die oberste Weltliga geschafft. Sie hatte einen guten Start ins Jahr, fuhr im Hochsommer Australiens in einer einsamen Flucht über 50 Kilometer zu ihrem ersten Etappensieg der WorldTour. Doch in Frankreich habe sie mehr Momente gehasst als geliebt, schreibt sie auf Instagram.

*Ich habe es gehasst, mich schlecht zu fühlen, ohne Grund.*

*Ich habe die Stürze gehasst.*

*Ich habe die Aufregung gehasst.*

*Ich habe den Druck gehasst, den ich mir selbst gemacht habe.*

Hengeveld ist morgens oft als Erste beim Frühstück und sitzt still über Haferflocken, Joghurt, Blaubeeren.

*Beim härtesten Radrennen der Welt wurden Männer seit 1903 zu Helden stilisiert. Frauen mussten jahrzehntelang um Sichtbarkeit kämpfen.*

Daniëk Hengeveld wurde eine große Zukunft als Radsportlerin vorausgesagt. Bei der Tour de France wirkt sie oft in sich gekehrt.



Nach jeder Etappe lockert ein Massneur die Muskeln. Auf Franziska Braußes Arm erinnert ein Tattoo an ihr Olympiagold von 2021.





## Sturz

In der fünften Nacht kann eine Frau nicht schlafen im Dreisternehotel Kyriad in Clermont-Ferrand. Aus dem Nichts hatte ein Teamwagen mitten auf der Strecke gebremst. Kristýna Burlová war in seinem Windschatten gefahren und bei voller Geschwindigkeit gegen das Heck geknallt. Ihr rechter Ellenbogen, die rechte Hüfte, das rechte Knie bluteten. Ihr Auge wurde blau vom Schlag der Sonnenbrille. Ihr Kopf rauschte. Nach einem medizinischen Checkup stieg sie trotzdem wieder aufs Rad. Sie fuhr mehr als hundert Kilometer alleine weiter, mit Kompressen am Arm, zerrissenem Trikot und blutendem Knie. Sie sei so tapfer gewesen, sagt ihr Teamchef, er habe im Auto fast geweint.

Am nächsten Tag fährt Burlová nach Hause. Eine eingehende Untersuchung ergibt, dass sie doch eine Gehirnerschütterung erlitten hat. Dirk Baldinger, der Sportdirektor des Teams Ceratizit, weiß aus eigener Erfahrung, wie gefährlich ein Sturz sein kann. Er war selbst Profi, Teamkollege von Jan Ullrich. Zweimal ist er die Tour de France gefahren. 1995 geriet er bei einer Abfahrt in eine Karambolage, die für einen der Fahrer tödlich endete. Das Fernsehen übertrug damals noch live. Die ganze Welt schaute zu, wie der Italiener Fabio Casartelli stürzte, mit dem Kopf gegen einen Betonblock prallte und bewusstlos liegen blieb. Die Männer fuhren damals noch ohne Helm, der heute Vorschrift ist. Auch Baldinger lag dort, mit einem Beckenbruch. Er überlebte. Trotzdem oder vielleicht gerade deswegen ist er es, der die jungen Frauen antreibt. Das Können hätten alle Frauen auf diesem Niveau, sagt er, nur nicht alle würden sich trauen. „Wenn es dich raushaut, dann ist das so, aber man muss attackieren.“

„Ich kriege meine Herzrate nicht hoch“, sagt sie und starrt auf den Tisch. „Ich leide wirklich, aber mein Körper geht nicht übers Limit.“ Noch nie habe sie sich so gut auf ein Rennen vorbereitet. Immer nur essen, schlafen, trainieren, repeat. Bis zu 28 Stunden sei sie jede Woche auf dem Fahrrad gesessen. Zehn Tage sei sie nicht einmal in die Sonne gegangen, weil der Körper sich im Schatten besser erholen kann.

Im Jahr zuvor war Hengeveld schwer gestürzt, hatte sich Schlüsselbein, Kiefer und mehrere Rippen gebrochen. Sie schrieb auf Instagram von Nervenzusammenbrüchen und wie sie versuchte, ihr Selbstvertrauen wiederzuerlangen. Radsport sei zu neunzig Prozent mental.

*Ich habe die Millionen Gedanken gehasst, [...] dass ich keine Pause verdienen würde, weil die Ergebnisse nicht stimmen.*

Nach 123 Kilometern durch das französische Zentralmassiv fährt sie an diesem Tag als Erste ihres Teams ins Ziel, nur fünf Minuten hinter der Siegerin. „Mein Magen“, sagt sie und greift nach einer Cola. Es seit mental hart gewesen heute. Fast zwanzig Kilometer bergauf. Sie ist nicht gestürzt. Und das ist gerade ziemlich viel wert.

Teamchef Claude Sun mit einem Mechaniker im Einsatz. In Sekunden können die Frauen ihr Fahrrad austauschen.





Kristýna Burlová am Morgen nach ihrem Sturz. Trotz blauem Auge und Bandagen fährt sie an diesem Tag weiter.

## Geld

Der Werkzeughersteller Ceratizit begann vor zehn Jahren, ein Frauenteam aufzubauen. Die Entscheidung dafür fiel auch, weil „die Kosten im Männeradsport deutlich höher waren“, sagt ein Sprecher des Unternehmens. Frauenradsport zu fördern, war „sympathisch“, das mache in der Werkzeugbranche niemand.

Das Team begann mit 300.000 Euro Budget pro Jahr, heute braucht es das Zehnfache. Im Schnitt ist das Budget der Frauenteam der WorldTour, der obersten Profiligen, ein Zehntel davon, was das Sponsoring männlicher Radsportteams kostet. Dennoch wird Ceratizit 2026 aussteigen. Das Unternehmen verweist auf die Krise in der Autoindustrie. Für Brause und ihr Team ist es der letzte gemeinsame Sommer.

Dabei war die finanzielle Lage im Frauenradsport nie besser. Als die US-Amerikanerin Marianne Martin 1984 die erste offizielle und mehrtägige Tour de France féminine durch Frankreich gewann, musste sie anschließend gleich mehrere Jobs annehmen, um die Schulden abzubauen, die ihr durch die Teilnahme entstanden waren. Ihre Ausrüstung zahlten die Frauen damals aus eigener Tasche. Während dem männlichen Sieger 100.000 US-Dollar ausbezahlt wurden, gestand man Martin 1.000 US-Dollar zu.

So unerhört das Ausmaß solcher Ungleichbehandlung, so wenige Klagen äußerte die Siegerin. Sie sei schon froh, überhaupt fahren zu dürfen, sagte Marianne Martin in Interviews. Die allererste Rundfahrt 1955 war ein inoffizielles, einmaliges Experiment geblieben. Der fünfmalige Toursieger Jacques Anquetil warnte noch, Radfahren sei „viel zu schwierig für

*Plötzlich bremst ein Teamwagen. Kristýna Burlová kracht bei voller Fahrt ins Heck.*



Das von dem Sturz zerfetzte Trikot hebt die tschechische Meisterin als Erinnerung auf.



Nach dem Rennen rollen die Frauen den Schmerz aus den Beinen – unter den Augen der

Frauen.“ Und Laurent Fignon, der im gleichen Jahr die Tour der Männer gewann, blökte in die Mikrofone der Reporter, er möge sehr wohl Frauen, nur eben nicht auf dem Fahrrad.

Die Veranstalter der Frauentour kämpften weiter, die Probleme waren immer die gleichen: Das Geld fehlte, die Rundfahrt wechselte Veranstalter und Namen, bis sie 2009 ganz abgeblasen wurde. 2014 protestierten 100.000 Menschen mit einer Petition, und es entstand das Eintagesrennen La Course by Le Tour. Doch die Proteste gingen weiter.

## Watch the Femmes

Es ist der vierte und beste Tag für das Team. Vor dem Start in Saumur stapft ein menschengroßes Eichhörnchen über einen Parkplatz. Der größte Sponsor der Tour hat Scotty, das Eichhörnchen, zum Maskottchen gemacht. Es trägt eine pinkfarbene Kappe und verteilt kleinere Kopien davon. Auf dem Schirm der

Kappe steht das Motto der Tour: Watch the Femmes. Frauen haben bei der Tour de France längst einen Wettbewerbsvorteil. Über ihnen schwebt nicht der Verdacht des Dopings, der die Männer nach wie vor verfolgt – obwohl seit zehn Jahren alle Dopingtests negativ sind. Der Slowene Tadej Pogačar fuhr in diesem Jahr zu seinem vierten Toursieg in nur sechs Jahren, und das auf der schnellsten Tour in der Geschichte dieses Radrennens. Seit Jahren brechen die Männer einen Geschwindigkeitsrekord nach dem anderen. Einige Doping-Experten vermuten, dass sie die Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit mit illegalen, schwer nachweisbaren Methoden überschreiten, können das aber bislang nicht beweisen. Die Branche verweist auf die Fortschritte bei Mensch und Maschine.

Bei den Frauen gibt es einige mit Chancen aufs Podium, nicht wie bei den Männern nur eine Handvoll. Die Rennen bringen mehr Überraschungen mit sich, die kürzeren Etappen verleiten zu frühen Attacken. Die Tour der Männer hat 21 Etappen und ist mit 3.000 Kilometern dreimal so lang. „Die Frauen fahren aggressiver“, sagt ein Moderator der ARD-Sportschau. Watch the Femmes: Manche Zuschauer nehmen das sehr ernst und filmen die Frauen, als die sich nach

In Saumur verteilt das Maskottchen Scotty vor dem Start der vierten Etappe Kappen an die Fans.



der Etappe noch einmal auf die Rolle setzen. Manche haben ihr Trikot von den Schultern gezogen und strampeln im Sport-BH Laktat aus ihren Muskeln. Ein Mann in Anzughose hält seinen Camcorder stumm aus zwei Armlängen Abstand direkt auf sie, einmal von links, einmal von rechts, ohne sich ihr Einverständnis einzuholen.

Darauf angesprochen, sagte eine der Fahrerinnen, sie merke das gar nicht. Das gehöre zum Job, zur Unterhaltung, sagt eine andere. Anders als beim Männer-Wettbewerb ist der Backstage-Bereich der Frauen nicht abgeriegelt. Kinder kommen vorbei und fragen nach Flaschen, Erwachsene nach Autogrammen und Selfies.

Ceratizit wird Team des Tages. Ein Zug des Teams hatte sich an die Spitze des Pelotons gesetzt. Brauße, Burlová und ihre kanadische Kollegin Sarah Van Dam sprinteten als Zehnte, Zwölfte und Dreizehnte ins Ziel – in weniger als einer Sekunde Abstand auf die Siegerin. Der Teamchef ist zufrieden. Die Frauen? Na ja. Die Teamwertung interessiere am Ende niemanden. Szenen, wie man sie aus dem Fernsehen kennt, mit Menschen, die zusammenbrechen, sich die Hände vors Gesicht schlagen, sind selten. Die meisten Frauen kommen mit einem Pokerface

ins Ziel, schnappen nach Luft, trocknen sich den Schweiß und kippen ein Kirschgetränk für die Zellerneuerung.

## Blase

Als 2022 die Tour de France Femmes startete, wirkte sie wie ein Katalysator. Immer mehr Sponsoren von Männerteams förderten nun auch Frauen. Sie waren bereit, eine bessere Ausstattung zu bezahlen, mehr Reisen und Hotels, Ernährungsberaterinnen, Köche oder den Mindestlohn in der obersten Liga. Der Weltverband UCI hatte ihn 2020 eingeführt, um die riesige Verdienstlücke zwischen den Geschlechtern zu verkleinern.

Ceratizit ist eines der letzten Frauenteams in der Weltklasse, das noch mit einem Campmobil unterwegs ist, einem Fiat Knaus mit Raumdusche. Das andere deutsche Team Canyon//SRAM zondacrypto hat seit zwei Jahren einen großen Teambus. In den letzten Jahren habe sich der FrauenradSPORT „wahn-sinnig entwickelt“, sagt Jonas Möslein, Head of Business Development des Canyon-Teams. „Wir haben

mehr Renntage, mehr Flugkosten, wir bezahlen einen sechsstelligen Betrag allein für Sprit, die Personalkosten steigen.“ Für das Team sei das schwierig, sagt Möslein, weil Sponsoren ihr Budget für gewöhnlich gleich für zwei bis drei Jahre festlegen.

Je teurer die Frauenteamen werden, desto mehr Geldgeber überlegen sich, den Fokus auf die Männer zu legen oder gar auszusteigen. Claude Sun, der Teamchef von Ceratizit, sagt, er habe zehn Männerteams angesprochen, die noch kein Frauenteam haben. Sechs lehnten ab, vier hätten kein Budget. Der Return on Investment, so heißt es im Geschäft, ist bei den Männern garantiert. Die Teams bezahlen ihre Gehälter mit dem Geld der Sponsoren – und die wollen, natürlich, Sichtbarkeit. Zwar werden beide Touren in 190 Ländern ausgestrahlt, doch bei weitem nicht in gleichem Umfang. Das französische Fernsehen zeigte hundert Stunden live vom Männerrennen, aber nur zwanzig vom Frauenrennen. Die ARD streamte zwar alle Etappen online, sendete im Fernsehen jedoch nur zwei der Frauenrennen länger und live – bei den Männern alle.

Der Boom im FrauenradSPORT könnte eine Blase sein, die irgendwann platzt. Die Chefin der Tour de France Femmes, Marion Rousse, spricht von einem „sehr fragilen Ökosystem“. Topteams wie Ceratizit schließen, und selbst Fahrerinnen auf Weltniveau haben Schwierigkeiten, neue Rennställe zu finden. In Deutschland wurde 2025 das einzige Etappenrennen für Frauen der Weltspitze, die Thüringen-Rundfahrt, nach Jahrzehnten überraschend abgesagt. Der Mitteldeutsche Rundfunk hatte es seit 2023 komplett übertragen. Manche sagen, dass der FrauenradSPORT an seiner eigenen Professionalisierung scheitern könnte. Das Tempo, mit dem er auf das Level der Männer kaputt gemacht werden soll, sei zu schnell.

## Anfahrt

Als die Frauen am 1. November 1868 zum ersten offiziellen Radrennen aller Zeiten antraten, trugen sie lange Röcke und Hüte. Im Park Bordelais im französischen Bordeaux blitzten nackte Frauenbeine unter wehenden Röcken hervor. Skandal! Die Zeitschrift Harper's Weekly berichtete von dem außergewöhnlichen Ereignis, zeichnete ihnen in den textbegleitenden

*Als 2022 die Tour de France Femmes startete, zündete sie den Turbo im FrauenradSPORT. Doch jetzt droht der Motor zu überhitzen.*



Am Col de la Madeleine lässt sich Franziska Brauße aus dem Teamwagen Wasser mit Kohlenhydraten reichen, Treibstoff für den Aufstieg.

den Illustrationen aber lange Hosen unter die Röcke – zu gewagt war das Abbild der Realität.

Das „Tretkurbel-Veloziped“ war gerade erfunden worden; die ersten Frauen, die es zu benutzen wagten, wurden bespuckt, beschimpft und mit Steinen beworfen. Anders als beim Reiten auf Pferden mussten sie auf dem Sattel die Beine spreizen. Besorgte Männer warnten vor Unzucht, die Frauen würden sich heimlich stimulieren. Unfruchtbarkeit und ein krankhaftes „bicycle face“ wären die Folgen für die herumradelnden Frauenzimmer. Eines der populärsten Männermagazine der USA, die Police Gazette, berichtete 1893 von einer Frau, die zum Schrecken ihrer Nachbarschaft in Pluderhose und Strümpfen zu einer Radtour aufbrach, schreibt Hannah Ross in *Revolutions*. Wie Frauen auf dem Fahrrad die Welt veränderten.

1967 startete die Britin Beryl Burton beim 12-Stunden-Zeitfahren des Otley Cycling Club. Die männlichen Teilnehmer starteten zuerst, im Abstand von einer Minute, gefolgt von den Frauen. Der letzte Starter unter den Männern, Mike McNamara, wollte sich den begehrten Titel des besten britischen Allrounders holen. Doch nach rund 150 Kilometern überholte ihn Burton. Als sie an ihm vorbeifuhr, steckte sie ihm in einer zweideutigen Geste des Trostes ein Lakritzbonbon zu, berichtete der Guardian. Sie schaffte in 12 Stunden 446 Kilometer und brach selbst den Weltrekord der Männer. Während Zeitungen die besten männlichen Radfahrer ihrer Generation als „Kannibalen“ oder „Unbezwingbaren“ huldigten, war Burton nur die „Hausfrau von Yorkshire“.

2025 müssen die Frauen zumindest beim Publikum nicht mehr um Anerkennung werben. In jedem Dorf stehen Menschen an der Straße und feuern sie



Am legendären Col de la Madeleine sinkt das Thermometer selbst im August auf knapp über null.

*Auf fast 2.000 Metern kämpfen die Favoritinnen um Sekunden – mit ihren letzten Reserven.*



Die Französin Pauline Ferrand-Prévot blickt kurz zurück, sieht niemanden und fliegt mit offenen Armen ins Ziel von Châtel Portes du Soleil.



an. Eine Jugendliche hält ein Tuch mit einem Bild der We-can-do-it-Lady, die ihren Bizeps zeigt. Ein Junge schlägt auf eine Blechtrommel. Kleine Mädchen haben die Schultern ihrer Väter bestiegen, eines springt aus einem Rollstuhl auf. „Faites nous rêver“, steht auf Schildern. Bringt uns zum Träumen.

## Finale

Endlich Emotionen! „Ich bin so leer“, sagt Elena Hartmann, als sie am letzten Tag nach fast vier Stunden Gekraxel in den Bergen über die Ziellinie rollt. Sie atmet hastig. Ein Mann greift unter ihren Sattel und schiebt sie weiter. Ein anderer reicht ihr eine Flasche und legt ihr ein Handtuch um den Nacken. „Ich bin so tot“, sagt sie und sinkt auf die Mittelstange ihres Fahrrads. Tränen laufen aus ihren Augen.

Der Zielort Châtel Portes du Soleil, übersetzt Sonnentore, ist wie in Trance verfallen. Die Sonne sticht auf die französischen Alpen. Ein Dutzend Zuschauende haben das Dach eines dreistöckigen Hotels erklimmt, einige schütteln Kuhglocken. An der Straße haben sich Tausende über die Barrieren gebeugt und trommeln mit ihren Handflächen auf die Holzverkleidung. Es klingt, als prasselte ein Hagelschauer auf Asphalt. Das Trommeln, Bimmeln, Rufen hallt in der Arena aus Wald und Felswänden wider und wird zum Gewitter, als die Frauen das Ziel erreichen.

Elena Hartmann erzählt später, sie liebe diesen Kampf mit dem eigenen Körper. Wenn alles weh tut, mache sie einen Körperscan. Wo genau tut es in den Beinen weh? Oh, überall! Also konzentriere sie sich auf die Zuschauer. Die Fähigkeit, den Fokus ganz gezielt umzulenken, habe ihr als Polizistin schon geholfen.

Hartmann ist zufällig im Profiradsport gelandet. Sie war Verkehrspolizistin und trainierte in ihrer Freizeit für Triathlons. Als ihr Freund sie auf sein Rennrad setzte und ihr die windschnittigsten Positionen zeigte, fuhr sie ihm davon. Kurz darauf wurde sie Schweizer Meisterin, erhielt mit 32 Jahren ihren ersten Profivertrag, reiste mit 33 zu den Olym-

pischen Spielen – und gewann mit 34 ihr zweites Profirennen, eine Rundfahrt durch El Salvador. Bei ihrer ersten Tour de France vor zwei Jahren sei alles zu viel gewesen.

2025 ist es eine Französin, die auf der letzten Etappe in den Alpen allen davonfliegt. Pauline Ferrand-Prévot schenkt ihrem Land 40 Jahre nach Bernard Hinault einen Sieg. Pauline, Pauline, schreien die Straßen. 7,7 Millionen Menschen verfolgen im französischen Fernsehen ihren Sprint ins Helden-tum – nur eine Million weniger als bei den Männern in Paris. „Die Gigantin“, titelt die französische Sportzeitschrift L'Equipe. Sie wäre gerne ein Junge gewesen, soll die junge Pauline ihrer Mutter gesagt haben, als sie als Kind die Tour de France im Fernsehen sah.

Elena Hartmann sinkt im Ziel erschöpft auf die Mittelstange ihres Fahrrads.



*Zwischen Felswänden und Wald  
schwillt der Jubel an – und explodiert,  
als die Fahrerinnen ins Ziel stürzen.*



LISA PAUSCH & CORA TRINKAUS sind mehr als 3.000 Kilometer durch Frankreich gefahren. Mal schliefen sie im Minivan neben einem Zirkus mit Kamelen, mal machten sie am PC eine Nachtschicht in der Disco, weil es keine bezahlbaren Unterkünfte mehr gab und sie Strom brauchten.

# DU KANNST NICHT JEDEN RETTEN

Sie prügelten, raubten, versuchten zu töten. Jetzt mähen sie Rasen und reiben Kartoffelpuffer. Im Seehaus Leonberg, einem alternativen Strafvollzug, proben kriminelle Jugendliche die Freiheit. Aber dann wird einer in Handschellen abgeführt.

Als Mohameds Vater starb, brach der Boden unter seinen Füßen ein. Er kokste, überfiel eine Tankstelle, zog andere Jungs mit Messer ab – bis die Polizei ihn aus seiner Wohnung zerrte.

# E

s gibt nur gute Geheimnisse, sagt man im Seehaus Leonberg. Doch manchmal brodeln es unter der Oberfläche, der Druck steigt, und bevor

alles explodiert, leiten die Mitarbeiter die Energie in geordnete Bahnen. Dann beginnt, was sie hier Aufdeckrunde nennen. Die jugendlichen Straftäter kommen zusammen, sollen Fehlverhalten zugeben. Diesmal dauert es vier zähe Stunden, bis die Jungs zurück in ihre Wohngruppen dürfen.

Ein Jugendlicher wird später sagen, er habe ganz oben im Protokoll der Mitarbeiter gelesen: „WG Bauer hält wasserdicht zusammen, wirkt alles abgesprochen.“ Deshalb, so der Jugendliche, hätten sie den Betreuern „Futter“ geliefert. Ja, es stimmt: zu lange am Handy gewesen, ein Regelverstoß hier, einer da. Doch das, was wirklich wehtut – zum Beispiel die Ohrfeigen im Badezimmer –, hätten sie verschwiegen. Im Seehaus Leonberg gibt es auch schlechte Geheimnisse.

Zwei Abende später wird ein Jugendlicher in Handschellen abgeführt.

Das Seehaus Leonberg liegt zehn Kilometer vor Stuttgart, ein ehemaliger herzoglicher Landsitz, umgeben von Wald. Schafe weiden am Teich, Kaninchen hoppeln durchs Gehege. Das rund 200 Meter weite Gelände zieht sich etwa 90 Meter den Hang hinauf, vorbei an Tieren, Trampelpfaden und dem Gemüsegarten. Dort, wo früher Pferde standen, hämmern heute Jugendliche in der Zimmerei und schweißen in der Metallwerkstatt. Neben dem historischen Fachwerkhaus steht ein moderner Neubau mit Holzfassade.

Wegen Körperverletzung, Raub oder versuchtem Totschlag verurteilt, wohnen hier etwa 15 junge Männer. Sie leben in drei Wohngemeinschaften mit Hauseltern und deren Kindern, essen an langen Tischen und schlafen in Zimmern statt in Zellen. Nur eine Leitplanke trennt sie von der Landstraße, dem Weg in die Freiheit.

Privilegien müssen sich die Jugendlichen verdienen. Anfangs dürfen sie sich nicht weiter als eine Armlänge von einem Mitarbeiter entfernen. Wer vom Seehausrat den höchsten Status Löwe Plus erhält, darf sich frei auf dem Gelände bewegen, alleine zum Friseur in die Stadt fahren und eine Stunde pro Woche im Zimmer übers Handy wischen.

Vor dem Abendessen toben zwei Kinder der WG Bauer auf dem Sofa, reißen Bücher aus dem Regal. Niemand schimpft – die Mutter steht ruhig in der Küche und brät Reis mit Ei für sechs jugendliche Straftäter und ihre drei eigenen Kinder. Wenig später steht die Pfanne dampfend auf dem Tisch. Direkt daneben wippt das Baby in einer Liege auf und ab, blickt mit großen Augen auf das, was aussieht wie Chaos und doch irgendwie funktioniert.



Mohamed lacht, wenn Kinder auf seinen Schoß springen. Er würde gern Erzieher werden – doch mit seinen Vorstrafen und Tattoos weiß er: Das wird schwer.



Abendlicht über dem Seehaus, Idylle statt Knastkultur. Möglich ist das nur dank Spenden und dem Geld reicher Stifter.

Kreuzskulptur im Garten, Gebet am Tisch, Gottesdienst: Im Seehaus ist der christliche Glaube ständiger Mitbewohner – auch für Jugendliche anderer Religionen.



Stundenlang hat Fabio den Grünstreifen an einer Bundesstraße gemäht. Während der Mittagspause sagt er, der Alltag in Leonberg sei für viele härter als im Knast.



Am nächsten Morgen um kurz vor sechs liegt Stille über dem Hang. Verschlafene Gesichter, steife Körper in Sportklamotten. Nur einer strahlt: Mohamed, 17, die schwarzen Locken zu einem Zopf gebunden. Er muss heute nicht joggen, sondern wird wie ein König im Bollerwagen gezogen, zusammen mit Fabio, 18. Ein Abschiedsritual. In wenigen Tagen werden beide entlassen.

„Nicht so schnell!“, ruft Hausvater Markus Bauer, 36, als die Kolonne davonsprintet. Früher lief er Marathon, bis er sich beim Fußball die Kniescheibe zertrümmerte. Heute reicht ihm die vier Kilometer lange Morgenrunde. Die Truppe bremst ab, sammelt sich neu. Und weiter, durch Wald und Wiesen und den nebligen Morgen. Die Jungs wechseln sich ab, schieben und ziehen den Bollerwagen.

Nur Kenny, 19, dünne Beine und aufgepumpter Oberkörper, hält Abstand. Eigentlich hat er seiner WG am Abend zuvor versprochen, sich mehr in die Gemeinschaft einzubringen. Er saß auf dem Balkon und sagte: „Im Knast denkt man nur an sich selbst“, aber hier lerne er, auf andere zu achten. Früher sei er Buddhist gewesen, er glaube immer noch an Karma.

Neun Monate saß Kenny im Knast, die meiste Zeit in Bayern. Dort sei es härter als in jedem anderen Bundesland. Seine Mutter zog extra nach Baden-Württemberg, damit er sich für das Seehaus bewerben konnte.

Auf dem Rückweg der Joggingrunde wirft einer die Deichsel nach links, ein anderer reißt sie nach rechts. Der Wagen schwankt, touchiert fast ein parkendes Auto. Alle lachen. Kriminell hin oder her, hier sind sie vor allem eines: Jungs.

# D

er Mann hinter dem Seehaus heißt Tobias Merckle, 54. Er ist ein Sohn des Ratiopharm-Gründers Adolf Merckle, einst einer der reichsten Männer Deutschlands, gleich hinter den Aldi-Brüdern. Tobias schlug einen anderen Weg ein. Geprägt vom schwäbischen Pietismus – einer Frömmigkeitsbewegung, die Bescheidenheit, Bibeltreue und Barmherzigkeit predigt – studierte er Sozialpädagogik und engagierte sich in der christlichen Straffälligenhilfe. 2003 begründete er eines der beiden ersten Projekte dieser Art in Deutschland: einen Strafvollzug in freier Form. Ein Gefängnis ohne Gitter, das von einem Verein statt vom Staat verwaltet wird.

Juristisch möglich wäre das schon seit 1953 gewesen. Doch ein halbes Jahrhundert warte es niemand. Denn mehr Freiheiten für Intensivtäter bringen keine Wählerstimmen, höchstens Zorn besorgter Nachbarn.

Das Seehaus will, was der klassische Knast kaum schafft: Menschen verändern. Mit Vertrauen und Gemeinschaft, mit Respekt und Disziplin. Und mit der Kraft des christlichen Glaubens. Der härteste Gegner dieser Idee: drei kleine, tätowierte Punkte auf den Händen vieler Jungs, im Knast ein Symbol für „nichts hören, nichts sehen, nichts sagen“. Ein Ausdruck jener negativen Subkultur, die das Seehaus überwinden will.

Die Betreuung ist intensiv, der Preis ist hoch: Jeder Jugendliche kostet das Justizministerium täglich 272 Euro, 100 Euro mehr als in einer JVA. Gebäude und Gelände des Seehauses werden durch Spenden und Stiftungen, auch aus Merckles Vermögen, finanziert. Alle Mitarbeiter sind gläubige Christen, einige wohnen mit ihren Familien auf dem Gelände.

Doch bei all dem Aufwand bleibt die Frage: Verändert das Seehaus die jungen Männer wirklich – oder ist es nur Fassade? Viele der jungen Täter sind selbst Opfer von Gewalt, von zerbro-

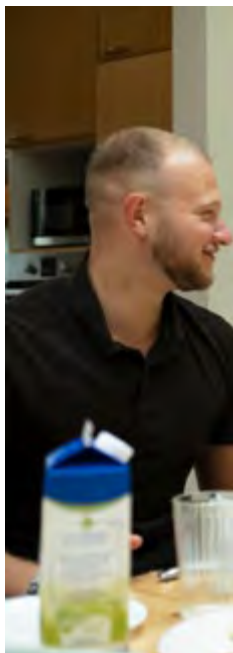


Hausvater Markus Bauer bugsiert den Bollerwagen zurück auf den Weg. Mohamed und Fabio werden heute im Morgengrauen gezogen – ein Abschiedsritual.



Tobias Merckle, Gründer des Seehauses und Milliardärssohn. Er kennt Minister und Manager, meidet aber das Rampenlicht. Bei der Abschiedsfeier kniet er auf dem Boden und filmt seine Jungs wie ein stolzer Vater.

**Die meisten Täter sind selbst Opfer – von Gewalt, von zerbrochenen Familien, von Gleichgültigkeit.**



chenen Familien, von Gleichgültigkeit. Sie haben früh gelernt, sich anzupassen, um zu überleben. Und sie wissen: Wer mitspielt, erhält Freigang und mehr Handyzeit.

**M**ohamed hat Angst. Vor zwei Monaten sagte er es vor versammelter Runde, erzählt eine Mitarbeiterin. Angst vor der Freiheit, vor dem alten Leben, das draußen auf ihn wartet. Bald kehrt er zurück in die Zweizimmerwohnung, die er mit seiner Mutter und zwei Geschwistern teilen wird. Kein Raum für Rückzug. Und durch die Straßen der Heilbronner Vorstadt streifen seine falschen Freunde von früher.

Seit 18 Monaten lebt Mohamed im Seehaus. Er hat gelernt, über seine Kindheit zu sprechen, und verstanden, wie lange Opfer von Gewalttaten leiden. Aber reicht das, um die alten Muster hinter sich zu lassen?

Im Wohnzimmer der WG Bauer legt Mohamed die linke Hand, tätowiert mit einer Kalaschnikow, auf Davids Hinterkopf und zieht ihn sanft an sich heran. David, fünf Jahre alt, Sohn von Hausvater Markus, sucht in diesen Tagen Mohameds Nähe. Er setzt sich auf seinen Schoß, ruft laut seinen Namen – als könne er den Abschied so noch eine Weile hinausschieben.

Später drückt sich Mohamed in eine Ecke des Sofas, das Kissen fest umklammert, und erzählt von seiner eigenen Familie: „Mit jedem von denen will ich auf einmal sterben. Aber erst, wenn wir alt sind.“ Und: „Ich liebe diese Liebe. Das ist so krass einfach.“

Diese Liebe hielt Mohameds Familie zusammen, als sie aus dem syrischen Aleppo vor den Bomben floh und als sie sich in der Türkei drei Jahre mit Nähen und Haareschneiden über Wasser hielt. Und sie hielt sie zusammen auf dem Weg über das Mittelmeer, durch Griechenland, bis nach Deutschland. Doch als Mohamed zwölf war, zerbrach er daran. Sein Vater starb

Irmela Abrell leitet den Strafvollzug im Seehaus. Seit mehr als zwanzig Jahren kämpft sie für mehr Nähe und weniger Strafe. Eine Frau, deren Glaube stärker ist als die Erschöpfung.



vor seinen Augen an einem Herzanfall. Von einem Tag auf den anderen galt er als das neue Familienoberhaupt. Seine kleine Schwester nannte ihn irgendwann „Papa“. Selbst das deutsche Jugendamt, erzählt Mohamed, habe ihm gesagt: Er sei jetzt der Mann im Haus.

**H**inter den Wohnzimmerfenstern der WG Bauer wirft die Sonne ihre ersten Strahlen auf die grüne Wand aus Bäumen. Nach dem Joggen sollen die Jungs lesen. Einer greift zur Biografie des Rappers Xatar, andere vertiefen sich in die Bibel. Im Seehaus Leonberg haben sie die Wahl: Cornelia Funke, Hermann Hesse, Max Frisch. Oder eben: Drei Minuten mit Gott, Street Bible, Biker Bibel. 15 Minuten später piept das Handy von Hausvater Markus, und sofort springen alle auf, albern herum, decken den Tisch. Dann ist es wieder still. Heute spricht Sohn David das Tischgebet.

Neben Anreizen gibt es im Seehaus auch Strafen, nur nennt man sie hier lieber Konsequenzen: eine Seite schreiben, Küchendienst, Verlust von Privilegien. Später, während der Mittagspause auf der Ladefläche eines Pritschenwagens, erzählt Mohamed: Im Jugendknast Adelsheim hätten ihn Mitgefängene vor dem Seehaus gewarnt. „Mach das niemals!“, hätten sie gesagt. „Dort musst du 24/7 wie ein Soldat arbeiten, wirst runtergemacht, musst Kollegen verpfeifen und um fünf Uhr aufstehen.“

So schlimm? Fabio sitzt neben Mohamed, beißt in seine Banane und zuckt mit den Schultern: „Die beschreiben an sich einfach den Alltag. Das stimmt schon.“

Fabio, mit hellen Haaren, schiefer Nase und wachen Augen, wäre gerne breiter. Fragt man im Seehaus nach ihm, sagen alle: ein schlauer Junge.

Er selbst sagt, er komme aus einem guten Elternhaus. Doch schon in der fünften Klasse habe er für ältere Jungs Gras vertickt. Dann verkauften er und zwei Freunde ihre PlayStations – das Startkapital für die ersten eigenen 25 Gramm. Später sollen sie bis zu neun Kilo Cannabis auf einmal besorgt haben. „Wir



Eben noch Stille beim Gebet, jetzt fliegen Witze über den Tisch.



Ein Sommertag am Teich. Die Jungs der WG Bauer baden, lachen, klauen der Tochter der Hauseltern die Nase. Doch einer fehlt – er sitzt wieder in der JVA.

**272 Euro zahlt das Land Baden-Württemberg pro Tag für einen Platz im Seehaus – 100 Euro mehr als in der JVA.**





Hausvater Markus Bauer hält Baby Ruben. Drei Kinder, sechs Jugendliche, da ist selten Feierabend. Doch seine Arbeit, sagt er, erfülle ihn mit Sinn.

haben das Maximum erreicht, was es in unserem Alter zu erreichen gab“, sagt Fabio.

Er erzählt seine Geschichte ruhig, konzentriert, sogar mit Spannungsbogen. Und mit einem Hauch Stolz in der Stimme. Das kleine Kreuz an seiner Silberkette bleibt dabei unter dem T-Shirt verborgen.

Mit dem Dealen kamen die Schlägereien. Erst nur mit Fäusten, später mit Messern. Dann Einbrüche: Wohnhäuser, Tankstellen, Supermärkte. Und schließlich: die JVA Adelsheim.

Am Abend wird das reguläre Programm ausgesetzt, weil die Jungs zur Aufdeckrunde müssen. Kurz bevor es losgeht, sagt eine Mitarbeiterin hinter dem Geräteschuppen: Es gab Ärger. Die Betreuer wollen herausfinden, was zwischen den Jugendlichen läuft. So eine Aufdeckrunde komme nur selten vor.

Immer wieder sammeln sich die Mitarbeiter auf dem Kopfsteinpflaster im Hof, beraten sich. Drinnen, im Fachwerkhaus, führen sie Gespräche in wechselnden Konstellationen. Einem Jugendlichen wird alles zu viel. Auf einer Bank im Hof vergräbt er das Gesicht in den Händen. Irgendwann streckt ein anderer Jugendlicher seinen Kopf aus dem Fensterrahmen und brüllt einen Betreuer an. Er muss aufs Klo, doch außerhalb seiner WG darf er sich noch nicht alleine bewegen.

Über Details will nach den vier zähen Stunden niemand sprechen. Die Gesichter: müde, angespannt, besorgt.

**N**ach dem Tod seines Vaters lernte Mohamed mit zwölf einen fast zehn Jahre älteren Mann kennen, der gerade aus dem Gefängnis kam. „Ich war verloren – und er hat mich gefeiert“, erzählt Mohamed. Sie tranken Alkohol, sie klauten Alkohol. Irgendwann fanden sie ein Tütchen mit weißem Pulver. Der Mann habe gesagt: „Komm wir ziehen einfach.“ Natürlich habe Mohamed mitgemacht und sofort gespürt: „Das ist genau das, was ich brauche.“ Koks.

Dann kamen der Tankstellenraub und die Prügeleien. Mohamed verkaufte Drogen, machte Schreckschusspistolen scharf, schoss angeblich jemandem ins Bein. Heute sagt er: „Ich hab mich gefühlt wie eine Leiche.“

Unter anderem für einen Raub mit einem Messer hätte er bis zu vier Jahre Haft bekommen können, habe seine Anwältin gesagt. Doch weil Mohamed bereits einen Teil seiner U-Haft im Seehaus verbracht hatte, ließ der Richter ihn dort, statt ihn in die JVA zu schicken.

Immer noch besser als Knast, dachte Mohamed anfangs, wie fast alle Jugendlichen hier. Viele erzählen, sie hätten nicht geglaubt, dass das Seehaus sie verändern könnte. In Leonberg gibt man ihnen trotzdem eine Chance. Bewerben dürfen sich alle – mit Ausnahme von Sexualstraftätern oder Menschen, die abgeschoben werden sollen. Gründer Tobias Merckle ist überzeugt, dass das Zusammenspiel aus Disziplin, erzwungener Reflexion und menschlicher Nähe irgendwann wirkt.

Merckle würde gern noch härtere Fälle über das Gelände laufen sehen, auf dem er auch selbst lebt. Doch die Behörden seien oft zögerlich. Zu groß scheint die Angst der politischen Verantwortlichen: Was, wenn ein Mörder entkommt? Ungefähr einmal im Jahr, sagt Merckle, haue ein Jugendlicher ab. Laut dem Justizministerium sind seit 2020 drei Gefangene aus dem Seehaus geflohen.

**I**m Seehaus bricht rund jeder Dritte ab oder wird zurück in die JVA geschickt. Von denen, die bleiben, landet nach Angaben des Seehauses ein Viertel innerhalb von drei Jahren nach der Entlassung wieder im Gefängnis – deutlich weniger als bei den Entlassenen aus der JVA Adelsheim, wo es vor ein paar Jahren etwa 40 Prozent waren. Vergleichbar seien die Zahlen aber kaum, betont der Kriminologische Dienst Baden-Württemberg: Die



Fabio, 18, trägt jetzt ein Kreuz. Auf der Straße war er eine „große Nummer“. Im Seehaus sei er Jesus begegnet.



Fußball im Seehaus ist hart, aber herzlich. Die Bilanz nach einem Nachmittag: ein Cut am Auge, ein umgeknickter Fuß, eine blutige Nase.

**Einer von vier Jugendlichen landet nach dem Seehaus innerhalb von drei Jahren erneut im Knast. Die JVA Adelsheim schneidet schlechter ab.**

Stichprobe sei klein, und ins Seehaus komme nur, wem die JVA ohnehin eine gute Entwicklung zutraue.

Für Kriminologen zählt weniger die Rückfallquote als die Frage, ob Gefangene nach der Haft in der Gesellschaft ankommen: Haben sie Familie, Arbeit, Wohnung? Diese Dimensionen sind langfristig schwer zu messen. Doch für den Zeitpunkt direkt nach der Entlassung liefert das Seehaus beeindruckende Zahlen: 99 Prozent der Jugendlichen gehen in Schule, Ausbildung oder Arbeit, alle haben eine Wohnung, 90 Prozent verlassen das Seehaus mit einem Bildungsabschluss.

Das baden-württembergische Justizministerium ist überzeugt: Der Jugendstrafvollzug in freier Form sei eine wichtige Ergänzung zum klassischen Knast. Studien und Erfahrungswerte würden zeigen, dass Jugendliche im Seehaus ein besseres Sozialverhalten entwickelten. Vor allem die familienähnliche Struktur, die laut einer Sprecherin „nicht vom Sicherheits- und Ordnungsgedanken“ geprägt sei, helfe den jungen Männern, Verantwortung zu übernehmen und Beziehungen aufzubauen.

Bei seinem allerersten Essen im Seehaus, erzählt Mohamed, biss er ins Brot, alle schauten ihn entgeistert an. Erst beten, dann essen! Oder zumindest schweigen, während die anderen beten. Mohamed habe nicht einmal gewusst,

wer Jesus ist. Er sprach anfangs nicht über seine Probleme, rauchte heimlich, verspottete die Mitarbeiter. Doch wie viele hier hatte er irgendwann diesen einen Moment.

Er hatte sich Briefe schicken lassen, getränkt mit Spice – einer synthetischen Droge, die seit ein paar Jahren in Gefängnissen kursiert. Er rauchte seine Post, doch die roten Augen verriet ihn. Mohamed packte seine Sachen und rief seine Mutter an: Er müsse zurück nach Adelsheim. Bevor er ging, wollte er sich der Seehaus-Leiterin Irmela Abrell erklären, um das Kapitel sauber abzuschließen.

Abrell soll gesagt haben: „Okay. Dann gehen wir jetzt hoch, und du sagst es vor den Jungs.“ – „Was soll ich vor den Jungs sagen? Lass mich einfach nach Adelsheim, fertig.“ – „Nein. Du gehst nicht nach Adelsheim. Wir geben dir noch eine Chance.“

Mohamed sitzt im Wohnzimmer auf dem Sofa, lehnt sich vor und öffnet seine Arme, als er von der Reaktion seiner Hauseltern erzählt. Immer wenn es in den Wochen danach kleinere Vorfälle gab, hätten sie ihn angelächelt. Und er habe gespürt: „Die sehen den Neuen, nicht den Alten.“

Eine Woche vor Mohameds und Fabios Entlassung liegt angespannte Stille über dem Seehaus. Die Jungs sitzen zwischen schweren Balken im Dachgeschoss und reflektieren über Fabios Zeit im Seehaus.

Kurz zuvor fuhren mitten in der Abschiedsrunde plötzlich Beamte der JVA aufs Gelände. Ohne Vorwarnung, vor aller Augen, legten sie Kenny Handschellen an und nahmen ihn mit. So erzählen es die Jugendlichen, als sie danach zum Bolzplatz trotten und sich auf die in den Hang gebaute Tribüne aus Naturfels setzen.

Die Mitarbeiter hatten die Reißleine gezogen. Die Rede ist von Mobbing, ein Jugendlicher spricht sogar von körperlicher Gewalt. Getroffen hatten die Demütigungen den vermeintlich Schwächsten, den die Justizbeamten schon im Gefängnis vor den anderen hatten schützen müssen.

Ein paar Tage zuvor hatte Mohamed über den Knast gesagt: „Entweder du frisst, oder du wirst gefressen.“ Irgendwo steckt dieses Mantra noch in jedem der Jungs.

Später zieht ein Mitbewohner von Kenny schnell an drei Zigaretten hintereinander und sagt: „Ich hätte jetzt auch in Adelsheim sein müssen.“ Er habe mitgemacht beim Mobbing, sei mit



Am Esstisch erfahren die Jugendlichen – viele ohne intaktes Zuhause –, wie sich Gemeinschaft anfühlt. Heute zum letzten Mal dabei: Mohamed.



18 Monate lebte Hausmutter Michal Bauer mit Mohamed zusammen. Der ist jetzt weg, und Bauers Augen sind feucht.

dem Kopf noch ein bisschen im Knast. Kenny aber war schon fast neun Monate im Seehaus.

Alle anderen sagen: „Ich habe das gar nicht mitbekommen“, oder: „Ich hatte damit nichts zu tun.“ Auch Mohamed behauptet, er habe von nichts gewusst, höchstens mal mitgelacht. Die drei tätowierten Punkte – sie haben sich nicht nur in die Haut eingeschrieben.

Disziplin im Seehaus bewegt sich in Wellen. Wenn es gut läuft, sagt Gründer Merckle, werden auch die Mitarbeiter weicher. Das spüren die Jugendlichen und testen Grenzen. Und das sei in Ordnung: Nur wer Konflikte durchlebe, könne lernen, sie zu bewältigen – so wie Mohamed. Aber Unterdrückung oder Gewalt? Dafür gebe es im Seehaus keinen Platz, sagt Merckle. Um die Gruppe vor einer Abwärtsspirale zu schützen, hätten die Mitarbeiter bei Kenny zur letzten Konsequenz greifen müssen.

Ein Mitarbeiter sagt: Die Jungs sollten sehen, wie Kenny abgeführt wird. Zur Abschreckung.

Die Leiterin Abrell sagt: Ohne die JVA im Hintergrund funktionieren das Seehaus nicht. Der Strafvollzug in freier Form könnte zwar viel mehr Jugendliche erreichen, aber Gefängnisse nicht vollständig ersetzen.

Doch wie soll die Gesellschaft umgehen mit Jugendlichen wie Kenny, die ihre zweite Chance verstreichen lassen? Und deren zerstörerisches Verhalten sich im Gefängnis vermutlich nur verhärtet?

Abrell hat ihr halbes Leben mit solchen Jugendlichen verbracht. Ihr Mann arbeitet im Seehaus, ihre Tochter auch. Sie reiste nach Neuseeland, um indigene Formen alternativer Justiz kennenzulernen, ist jede Woche in der JVA Adelsheim. Und dennoch sagt sie: Sie weiß es nicht. Für einen Moment weicht der Tatendrang aus ihrem Blick. Müdigkeit tritt an seine Stelle.

Fabio wird nach seiner Entlassung sagen: „Du kannst nicht jeden Menschen retten, das geht nicht. Entweder die Leute raffen es irgendwann – oder sie haben halt Pech.“

Am Abend nach Kennys Abtransport in die JVA stehen zwei Jugendliche in der WG-Küche und reiben Tofu. Kenny hatte sich das Gericht aus der vietnamesischen Heimat seiner Familie gewünscht. Widerwillig matscht ein polnischer Jugendlicher, der lieber Piroggen mit Fleisch kochen würde, die weiße Masse zu

einem Teig und zieht die Augenbrauen hoch. „Der liebe Kenny wollte Tofu, aber morgen gibt's für ihn Linsensuppe.“ Den Speiseplan der JVA Adelsheim kennen sie hier noch auswendig.

Mohamed blickt auf die Wand hinter dem Kickertisch. Dort hängen Fotos vom WG-Leben. Auf einem Bild: Kenny, der eine Bratpfanne wie einen Tennisschläger schwingt. Mohamed sagt leise: „Er war ein Bruder.“

# E

ine Woche später ist der Tag von Mohameds Entlassung. Seit dem frühen Morgen prasselt Starkregen auf das Glasdach der WG Bauer. Mohamed konnte kaum schlafen, er habe geträumt, dass er doch nicht rausdarf. Er war früh auf den Beinen und schnitt aus Gurkenscheiben kleine Herzen.

Beim Gottesdienst am Vormittag, in der evangelischen Gemeinde auf der anderen Seite der Landstraße, folgt der erste Abschied. Mohamed half jeden Sonntag beim Kindergottesdienst, Fabio kümmerte sich um die Technik.

„Gott, wir danken dir, dass du sie ins Seehaus geführt hast. Danke dir für alles, was sie hier mitnehmen konnten. Und wir bitten dich, dass du ihnen helfen wirst, auch wenn es mal schwierig wird, wenn Stürme kommen.“

Danach sitzt Mohamed im Wohnzimmer. Neben ihm: Hausvater Markus Bauer, das Baby auf dem Schoß, ein Kleinkind vor seinen Füßen. Auf dem Ledersofa liegen Scrabble-Steine verstreut. Mohamed streicht mit seinen Fingern über das Holz, bis er ein zweites M findet. Auf dem Glastisch legt er zuerst: „Mohamed“. Dann, direkt darunter: „Bauer“.

Als draußen die Familien der Jungs zum Abschlussfest zusammenkommen, ziehen immer wieder dunkle Wolken über den blauen Himmel. Seehaus-Leiterin Abrell sagt, sie kaufe Mohamed sein neues Ich ab, aber sicher wisse man es nie. Fabio könne sie immer noch nicht richtig einschätzen. Die Jungs seien extrem anpassungsfähig, anders hätten sie auf der Straße oder in der JVA nicht überlebt.

Auch Abrell sei jetzt „ganz schön durch“. Die Rückführung, die Abschiede. Sie verschwindet in dem Fachwerkhaus, in dem einst der Herzog von Württemberg zur Ruhe kam. Morgen um 6.25 Uhr werden dort wieder jugendliche Straftäter mit einem Buch vom Bett zum Sofa schleichen.

Einen Tag nach seiner Entlassung sitzt Fabio mit einer ölverschmierten Hose im Dönerimbiss. Er war heute schon arbeiten, in seiner alten Kfz-Werkstatt. Fabio glaubt nicht, dass die Jungs all die Gespräche und Runden im Seehaus wirklich ernst nehmen würden. „Keiner interessiert sich für irgendwas“, sagt er. Die meisten spielten nur mit, um gut dazustehen. Dann nimmt er einen Schluck Cola und beugt sich nach vorn. „Aber wenn du das ein Jahr lang vorspielst, festigt sich das irgendwann trotzdem.“

Und vielleicht steckt in diesem Satz das beste Geheimnis vom Seehaus Leonberg.



TOM GATH & ANTONIA BRETSCHKOW haben im Seehaus trotz der tragischen Geschichten viel gelacht. Etwa als Mohamed erzählte, wie er sich bei einem seiner Opfer per Brief in die JVA entschuldigen wollte. Der Empfänger fand den Text so absurd freundlich, dass er glaubte, das Papier sei in Spice getränkt – und hat es angeblich geraucht.

# *Die Banalität des*



# Bumzens

TEXT Niklas Schlottmann  
FOTO Hanna Budovei



Ficken, na gut, aber Liebe machen vor der Kamera, geht das überhaupt? Sofi und Cedric würden das bejahen. Mit Liebhaberei verdienen sie schließlich ihr Geld; gefunden haben sie einander als Performer. Die Geschichte einer pornografischen Beziehung.



**Vor dem Dreh** gehen die beiden die Stellungen durch. „Magical as fuck“ steht auf ihren Socken. Darunter ein Frosch mit Fliegenpilz: Mushroomsofi hat ein Faible für Pilze und Frösche.



*Cedric, 29,  
und Sofi,  
27, sind  
seit zwei  
Jahren ein  
Paar, sie  
lieben sich:  
Heute  
werden  
sie das 45  
Minuten  
lang vor der Kamera tun.*

# S

chnell nimmt Sofi noch den Glasdildo vom Tisch, der heute mit der Post gekommen ist. Ein Streamer-Boy, wie Sofi liebevoll die Jungs und Männer nennt, die bei ihren Camshows zuschauen, hat ihn ihr geschenkt. Er stand auf ihrer Amazon-Wunschliste. Als Dankeschön will sie heute noch ein zehnminütiges Video damit aufnehmen. Aber eins nach dem anderen.

Zuerst soll für lustery.com ein neues Video entstehen. Bei Lustery filmen sich sogenannte Amateur-Paare beim Sex zu Hause. Sogenannte, weil sie ja doch dafür bezahlt werden. Und manche, so wie Cedric und Sofi, davon leben können. Also eigentlich Profis sind, was man aber nicht sehen soll: Dann ginge das Amateur-Appeal verloren, und das ist bei Lustery das Produktversprechen. 2016 ging die Berliner Plattform an den Start. Also lange bevor Onlyfans hausgemachte Sexclips so normal gemacht hat, wie Airbnb das Vermieten des Zuhauses.

Cedric und Sofi sind auf beiden Seiten zu finden – und bei Pornhub und bei Cheex und Sofi allein bei Stripchat und beide in sozialen Medien. Cedric, 29, und Sofi, 27, sind seit zwei Jahren ein Paar, sie lieben sich; heute werden sie das 45 Minuten lang vor der Kamera tun.

Dass eine Fotografin und ein Journalist heute mit im Raum sind, ist ihnen wohl einigermaßen gleichgültig. Nervös sind eher die Gäste. Und Chili, die Katze, die sich im Schlafzimmer einer geräumigen Berliner Altbauwohnung unter der Bettdecke versteckt. Als Sofi sie lüftet, um das Bett neu zu beziehen – Katzenhaare machen sich nicht gut auf verschwitzter Haut –, springt sie von der Matratze und flüchtet schnurstracks aus dem Zimmer.

Auch die Plüschkatzen Puddie und George, Steve, das Faultier, und Kuro, der Panda, müssen raus. „Die dürfen natürlich nicht im Bett sein“, sagt Sofi. Da sind die Plattformen streng, erklärt das Paar



**Küsse, Nähe,** die Körper der Kamera abgewandt: für Pornos allgemein eher ungewöhnlich, für Lustery normal.



**Nach dem Dreh** umarmen sich Cedric und Sofi lange. An der Wand ein Bild aus der Zelda-Reihe, das Masterschwert: Ihm wohnt die Kraft inne, das Böse aus der Welt zu verbannen.



später. Der Drehort darf nicht nach Kinderzimmer aussehen. Und dann wäre Sofi das auch zu privat. So privat, dass abgesprochen wird, welche Kuschtiere namentlich im Text vorkommen dürfen.

Cedric positioniert das Kamerastativ, Kreppband auf dem Fußboden markiert den idealen Winkel. Er wechselt die Batterien im Aufnahmegerät und versteckt es auf dem Regal zwischen zwei imposanten „Creature Cocks“, die man am besten als farbenfrohe Monsterschwänze bezeichnen kann: sowohl wegen der Größe als auch wegen der fantasievollen Formgebung. Dann wird noch der Tisch aus dem Raum getragen und fertig: Das Schlafzimmer, in dem das Paar sich heute Abend den Gutenachtkuss geben wird, ist zum Pornostudio geworden. Gewöhnungsbedürftig kann man das finden; gewöhnungsbedürftig wie ein Homeoffice, in dem die Familie abends kocht.

Die beiden gehen auf der Matratze in Stellung. Mit Lustery wurde ein Video abgesprochen, das mit einer Massage beginnt. Von der Massage könne man gut zu Doggy-Action übergehen, sagt Cedric. Danach könnte sie sich auf den Bauch legen, dann auf die Seite. Bisschen Missionary-Action hätte er auch gern. Angezogen probieren sie die Stellungen aus. Die Transitions sind gut machbar, finden beide. Bei der Doggy-Action könne er auch ein bisschen mit ihrem Butthole spielen, sagt Sofi, aber nicht mit dem Finger rein, so könne er vom Asshole direkt weiter zur Pussy. „Wie nennt man das noch? Shallowing, genau.“ Female POV will sie auch mit drin haben. „Then I suck your cock a bit.“

Sofi ist zweisprachig aufgewachsen; vielleicht lässt sich über Sex aber auch einfach besser auf Englisch reden. Am Ende gehen sie alles nochmal durch: Doggy, Oral, Missionary, Finish. Das grobe Skript steht, der Rest wird improvisiert.

„Lass uns noch mal in die Mail von Lustery gucken, ob wir nichts vergessen haben“, sagt Sofi, den Laptop auf ihrem Schoß. „Please don't delete bloopers“, ruft sie noch mal in Erinnerung – Versprecher und andere Schnitzer sollen drinnen bleiben. Dann schreibt sie noch schnell einer Freundin, dass es heute später wird.

Die beiden stehen neben dem Bett und umarmen sich noch mal, Cedric klatscht in die Hände, und los geht das Intro. Sie sitzen jetzt frontal zur Kamera auf der Bettkante und stellen sich vor, sie plaudern ein bisschen, wie das bei Lustery üblich ist. Cedric verspricht sich beim Wort Massage. Das bleibt sicher drin. Nach ein paar Minuten ist das Intro im Kasten. Sofi legt sich aufs Bett, sie trägt jetzt nur noch Unterwäsche. Ihre Beine sind nicht rasiert. Sichtbar behaart sind auch ihre Unterarme.

Cedric massiert, Sofi: „Oh, that's really nice“, ihre Stimme ist eine Oktave nach oben gewandert. Kokosduft vom Massageöl verbreitet sich im Raum. Obwohl die Fenster geschlossen sind und vier Etagen das Apartment von einer der meistbefahrenen Straßen Berlins trennen, dringt dumpf Verkehrslärm hindurch. Das Bett liegt im Winkel zweier Fenster-



fronten, hin und wieder rauscht ein Schwarm Tauben ums Haus. Der Himmel ist verhangen, das Licht gedämpft.

Kunstlicht widerspräche der Lustery-Ästhetik. Alles soll so echt sein wie in einem Dogma-Streifen. Gonzo Porn heißt dieses Genre in Anlehnung an den amerikanischen Experimentaljournalisten Hunter S. Thompson. Abseits hinter einem Sofa hätte der sicher nicht Platz genommen.

**„Do you feel good?“, fragt Cedric.** Sofi sagt: „Yes.“ Sie besprechen kurz, wie es weitergehen soll: Arsch massieren in POV. „Von da kommt man gut zur Pussy-Stimulation“, sagt Sofi. Dann sprechen wieder die Darsteller: „Since you're already there, you could go somewhere else.“ Wie besprochen wandert Cedrics freie Hand nach oben, die andere hält die Kamera. Sein Blick ist auf das Display gerichtet. Sofi dreht sich auf den Rücken, jetzt hält sie die Kamera in der Hand, Cedric leckt sie, Sofis Stöhnen wird lauter, wandelt sich zu einem Lachen. Wird sie etwa schon ... Ist sie etwa schon gekommen? Die Zimmertür steht die ganze Zeit sperrangelweit offen.


Cedric: „Would you like to return the favor?“ Sofi bläst, Cedric fingert, sie stöhnt mit seinem Schwanz im Mund, er pausiert, Sofi: „You're teasing me or what?“ Sofis Lust, ein Lachen, es wird lauter, Cedric nimmt sie von hinten. Dann Wechsel auf die Seite, kurzer Check, ob beide noch in der Bildmitte sind. Missionary Action. Cedric: „You're so pretty.“ Sofi blickt in die Kamera: „Thank you!“ Cedric, jetzt etwas dominanter: „I told you to not stop touching yourself.“

Aufeinandergesprengte Münder, aneinandergeschmiegte Körper. Sie sind sich jetzt ganz nah. Sofi: „Yes, yes, yes“, Cedric hält ihren Kopf. Zu viel Nähe ist schlecht fürs Bild; man sieht ja nichts mehr. Aber es transportiert sich was: „The magic of genuine passion and desire between real lovers“, wie es auf lustery.com heißt.

Sofi genießt es anscheinend, tut sie das sehr, muss sie lachen, erklärt sie später. So wie jetzt gerade wieder, und just in dem Moment prasselt irgendwas in einen Behälter runter. Der Trockenfutterautomat für die zweite Katze Pio ist angesprungen. Man wird gebeten, bitte schnell die Zimmertür zu schließen. Sonst machten sich die Katzen gegenseitig das Futter streitig.

*Sofi ist zweisprachig aufgewachsen; Vielleicht lässt sich über Sex aber auch einfach besser auf Englisch reden.*





*„Auch wenn  
ich mich an  
einem Tag  
blöd finde:  
Ich weiß, ich  
kann gut  
 ficken“, sagt  
Sofi.*

**Sofi stöhnt**, und Chili hält sich nicht ans Skript: Sie miaut die verschlossene Tür an, sie schreit, sie imitiert ein Menschenkind, wie Katzen das so machen, um Aufmerksamkeit zu bekommen. Stöhnen, Miauen, Miauen, Stöhnen. Und dann ist es vorbei. Cedrics und Sofis Körper ruhen, er bleibt noch eine Weile in ihr, Atmen, Stille, verbrauchte Luft, langsam lösen sich beide aus der Umklammerung. Und dann stehen sie da nackt neben dem Bett, umarmen sich lange und flüstern einander Sätze zu, deren Bedeutung nur sie selbst kennen. Film aus, Fenster auf, Welt rein.

Nach der Mittagspause nehmen Cedric und Sofi Platz auf dem Sofa. „Mein Special Interest ist immer Porn gewesen“, sagt Cedric. „Aber ich habe lange nicht gedacht, dass ich Platz hätte in der Branche.“ Bei einer Agentur konzipierte er Social-Media-Kampagnen für deutsche Mittelständler. Werbung also: für Reis, für Hausverrentung („Mach was aus deinem Eigenheim!“), solche Sachen. Irgendwann habe er einfach keine Lust mehr gehabt, seinen Kunden zum zigsten Mal zu erklären, dass Instagram nicht gleich Facebook sei. Keine Lust mehr, User zu überzeugen, „dass dieser Reis der heftigste von allen ist“.

Er schlief schlecht, am Ende schleppte er sich nur noch durch die Büroschichten. Als er sich mit

*Cedric und Sofi sagen, sie waren in ihrem Leben jeweils mit rund 75 Männern und Frauen im Bett. Pornopartner nicht eingerechnet.*



**Ausgerechnet ein Leopardemuster.** Weil er es beim Dreh schon so oft ausgezogen hat, nennt es Cedric sein „Performer-Shirt“.

seinen Schlafschwierigkeiten beim Arzt vorstellte, diagnostizierte der ihm einen Burn-Out und schrieb ihn krank. Sein Arbeitgeber schickte ihm die Kündigung. Rückblickend war es wohl das Beste, was ihm passieren konnte.

Cedric bekam ein Jahr lang Arbeitslosengeld. Halbherzig schrieb er Bewerbungen, um den Sachbearbeiter zufriedenzustellen. Nichts zog ihn zurück in die Nine-to-Five-Arbeitswelt.

Cedric kann es nicht haben, wenn man seine Hände berührt. Ihm fällt es schwer, Körpersprache richtig zu deuten, Sofi ebenso. Beide sagen, dass sie nicht flirten können: Dieses uneigentliche Sprechen, die diffusen Signale von Zuneigung, schwierig. Sie verstehen die Regeln dieses Gesellschaftsspiels nicht, das wir ums Begehren spielen. Bei beiden wurde im Erwachsenenalter eine Autismus-Spektrum-Störung diagnostiziert.

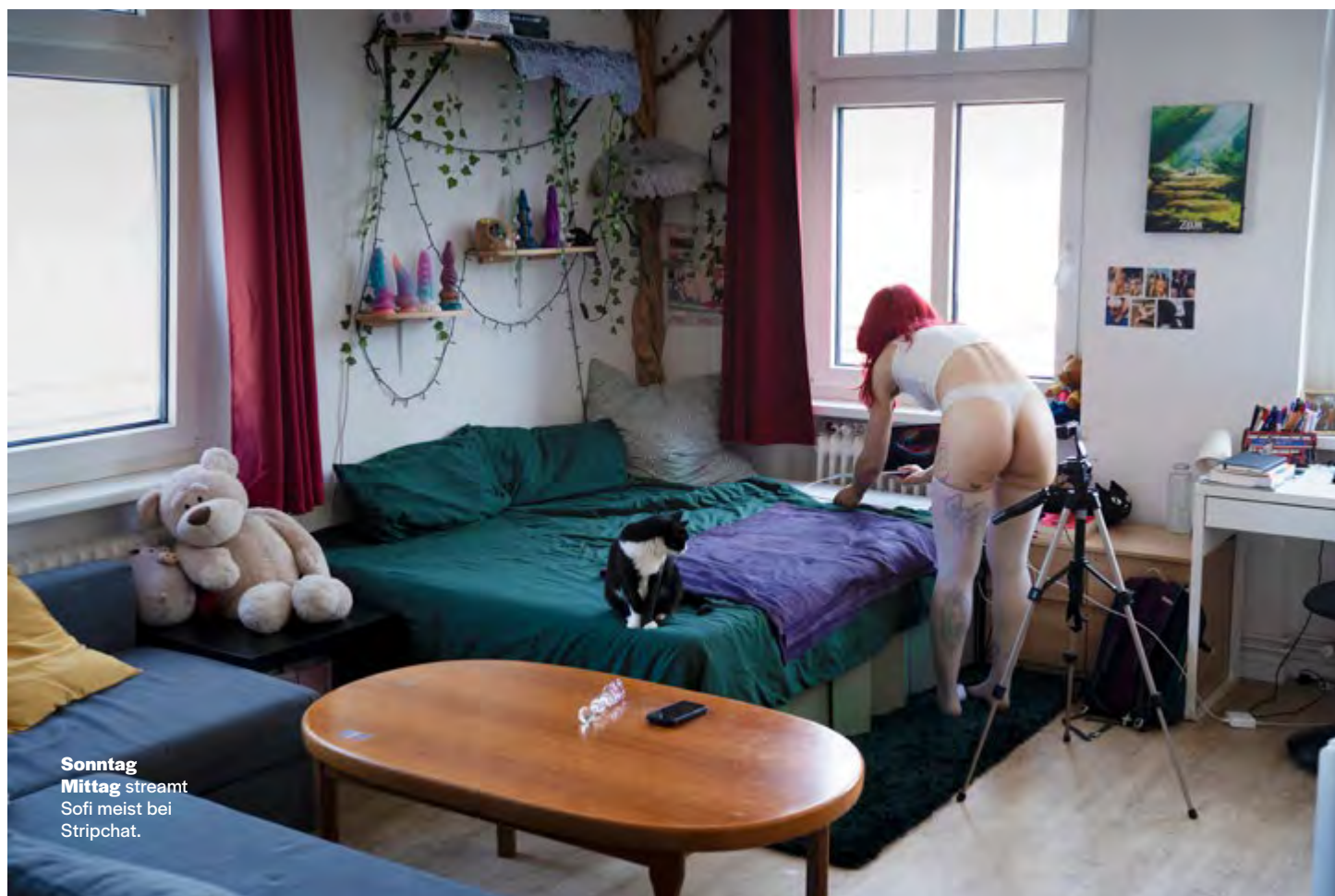
**Cedric und Sofi sagen**, sie waren in ihrem Leben jeweils mit rund 75 Männern und Frauen im Bett. Jeder von ihnen hat früher mal Listen geführt, Pornopartner nicht eingerechnet. Wenn sie nach dem Shoot erklären, wie sie zum Porno gekommen sind und was die Arbeit ihnen bedeutet, dann sind das indes keine Geschichten nach dem Schema: Wir waren jung und brauchten das Geld. Sie sind da nicht so reingerutscht. Ausgerechnet in der Pornosphäre, wo Körper als Objekte und Intimität als Ware zirkulieren, haben sie sich selbst gefunden. Und die Liebe. Die Geschichte von „Cedric Dickery“ und „Mushroomsofi“ ist die Geschichte ihrer Beziehung.

„Cedric, du bist weiß wie die Wand. Cedric, du siehst aus wie ein Geier.“ So was musste er sich früher von seinen Mitschülern anhören. Mit seinen vollen Lippen und den Glubschaugen sieht er aus wie ein junger Steve Buscemi, der immer wieder als einer der hässlichsten Hollywood-Stars aller Zeiten bezeichnet wurde. Sofi dachte früher, für ihre kleinen Brüste hätte sie einen zu großen Hintern. An schlechten Tagen komme sie sich noch heute vor wie eine Kartoffel, sagt sie.

Komisch, denkt man, wie passt das denn bitte alles zusammen?

Eines Tages vor etwa drei Jahren landete Cedric auf der Seite von Four Chambers, einem britischen Pornostudio, das ästhetisch ambitionierte Kurzfilme produziert, die mit Mainstream-Pornos nur das Sujet teilen. Der Mainstream ist Gonzo: Handkamera, POV, Originalschauplätze, kein künstliches Licht, keine Musik, kein Schnitt. Amateure beherrschen den Markt, sodass selbst amerikanische Studioproduktionen heute aussehen wollen wie mit dem Handy gedreht. Onlyfans Killed the Pornstar.

Mit einem Mal war die Lust wieder da. „Ich dachte mir: Wenn man gute Musikvideos machen kann, dann auch Porn. So schwer kann das nicht sein.“ Cedric hat eine Ausbildung zum „Kaufmann für audiovisuelle Medien“ abgeschlossen, für Freunde drehte er hin und wieder Musikvideos. Er begann sofort alles aufzusaugen, was er finden konnte: Por-



Sonntag  
Mittag streamt  
Sofi meist bei  
Stripchat.

no-Podcasts, Dokus, Artikel. Bei Instagram fand er mehr und mehr Performer und Filmemacher aus der Alt- und Artsy-Porn-Szene. Irgendwann schrieb er die ersten an: Ob er nicht mal Fotos für sie machen könne, Arbeitszeit gegen Bilder, so haben beide was davon. Eines seiner ersten Foto-Shootings war mit Mika. Und mit Mika kam etwas ins Rollen.

**Sofi**, die noch nicht Mushroomsofi hieß, war, was man ein Mauerblümchen nennt: glatte, braune Haare, lange Kleider von H&M, in denen sie ihren Körper versteckt habe. „Bloß nichts betonen, vor allem nicht den Hintern“, sagt sie. „The innocent good girl outfits“, sagt sie über ihren damaligen Stil, der noch keiner war. Daran änderte sich erst etwas, als sie mit 22 Jahren zum Studieren nach Berlin zog.

„Eine Sache, mit der ich immer sehr confident war, auch in meinen Teeniejahren, ist meine sexual ability. Ich weiß, wie man es macht, und ich weiß, wie man andere sich gut fühlen lässt.“ Je klarer ihr das wurde, sagte sie, desto weniger passte ihr Habitus damit zusammen. Sofi erinnert sich, wie beim Anblick von Altersgenossinnen Eifersucht in ihr aufstieg. Die zogen sich ganz selbstverständlich freizügig an. Sie wollte auch so sein. Sie war neugierig. Sie war in Berlin. Was hielt sie eigentlich zurück? Eines Abends überzeugte sie ihre Freunde, mit ihr in den KitKatClub zu gehen.

Da stand sie dann zum ersten Mal in Unterwäsche auf der Tanzfläche, um sie herum Frauen und Männer in allen Größen und Formen, erinnert sie sich. Schwule Männer machten ihr Komplimente: „Girl, dein Arsch, ich wünschte, ich hätte den.“ Und sagte ihr damaliger Freund ihr nicht auch immer, wie hot sie eigentlich sei? „Vielleicht bin ich selbst nicht die zuverlässigste Erzählerin meiner Geschichte“, sagt Sofi heute.

Nach und nach wurde aus dem schüchternen Hamburger Vorstadtmädchen die tätowierte Sofi mit den rot gefärbten Schamhaaren, die es genoss, wie die Blicke auf ihr hafteten, wenn sie im Kinkclub Sex mit Gelegenheitsbekanntschaften hatte. Von da war es nur noch ein kleiner Sprung ins Pornobusiness, zu jener Sofi, die von sich sagt: „Auch wenn ich mich an einem Tag blöd finde: Ich weiß, ich kann gut ficken.“

Jungen Menschen passiert so was, wenn sie nach Berlin ziehen, Berlin ist ein Katalysator.

Man kennt das. Und doch braucht es da noch dieses kleine bisschen Extra an Energie, oder wie man es nennen will, dass aus einer jungen Frau, die Lust auslebt, eine wird, die von Lust lebt. Hier kommt gewöhnlich dann die Biografie ins Spiel; im Rückblick sieht es dann so aus, als hätte es so kommen müssen.

Sofi sagt: „Sex war schon immer mein Special Interest.“ Und dann erzählt sie, wie sie mit fünf im Kindergarten einmal komplett ausgerüstet ist und abgeholt werden musste, als die Betreuerin ihr weis-



**Sofi und Cedric** führen zwar eine offene Beziehung, poly sind sie aber nicht mehr. Kurz bevor sie ihn kennenlernte, führte Sofi noch drei Beziehungen.

*„Manchmal haben wir Sessions, wo wir uns nur sagen, wie sehr wir uns lieben.“*

machen wollte, dass Kinder entstehen, wenn Mama und Papa sich ganz doll lieben. Ihre Eltern lebten getrennt und konnten sich nicht ausstehen. Eine unaushaltbare Lüge also! Mit neun haben sie und eine Freundin beim gemeinsamen Durchforsten der mütterlichen Videosammlung einen Film gefunden, der von Rohrverlegung handelte. Rätselhaft sei ihnen gewesen, warum die Frau dann den Penis des Handwerkers in den Mund tut. „Ich wollte wissen, was da los ist.“ Sie spielten die Szene mit Stiften nach: „Nimm das jetzt in den Mund!“ Mit zwölf hat sie einen Klassenkameraden auf der Schultoilette gefragt, ob sie bei ihm mal eine Erektion beobachten dürfe. Sie durfte: „Aha, und dann wird das hart, darf ich mal anfassen?“

Nach der Schule wollten andere irgendwas mit Medien machen, Sofi irgendwas mit Sex. Sie studierte Sexualpsychologie. Das Studium, sagt sie, das habe sie so halb nur ihren Eltern zuliebe begonnen. Sofi hatte ein 1,6er-Abi und spricht sechs Sprachen. Natürlich würde sie studieren. Sie fand Gefallen am Fach, legte noch einen Master drauf und saß schließlich vor einer Fachkommission, die ihr Dissertationsprojekt begutachten sollte.

Sofi will darin unter anderem zeigen, welche körperlichen Ursachen bei einigen Frauen die Lust ausbleiben lassen und inwiefern Masturbation hilfreich und sogar gesundheitsförderlich sein könnte. Ihr Ex-

posé wurde etwas widerwillig akzeptiert, sagt sie, die Finanzierungszusage blieb jedoch aus. Sie ist überzeugt, mit der zigsten Arbeit zu erektiler Dysfunktion hätte sie beides einfacher haben können. Die Arbeit will sie später mit dem Geld schreiben, das sie heute mit Pornos verdient.

**Die Person**, die Cedric und Sofi schließlich zusammengeführt hat, nennt sich selbst Mika Diva. Mika, seinerzeit 22 Jahre alt, suchte wie Cedric noch nach ihrer Nische: „Dyke. Butch. Fluid. Here for the queer gaze“, steht heute auf ihrer Onlyfans-Seite. Cedric fotografierte Mika in einer Hamburger Hotelsuite. Beim Shoot habe sie sehr schnell gemerkt, dass beide die gleiche Sprache sprechen, sagt Mika im Videocall. „Sicher bin ich auch irgendwo auf dem Spektrum. Wir neurospicy people ziehen einander an wie Magneten.“ Die beiden freundeten sich an und spielten einander Kontakte aus der Szene zu. Dann fiel Mika bei Instagram ein rothaariges Mädchen mit Elfenohren auf, sie schrieb sie an und verabredete sich mit Sofi zum Shooting in einem Berliner Waldstück. Und Cedric machte die Bilder.

Als Sofi sich kurze Zeit später das erste Mal beim Sex mit einem Bekannten filmen ließ, stand wieder Cedric hinter der Kamera. Ihr zweites Mal Sex war auch schon ihr erstes Video zusammen. Dann wurden es immer mehr, beide hätten da schon Gefühle füreinander entwickelt. Nach einigen Monaten saßen sie gemeinsam vor dem Bildschirm, vor sich ihre gesammelten Werke. In diesem Moment sei ihnen klar geworden, dass man sie für ein Paar halten musste. Cedric fragte scherzhaft: „Was wäre, wenn wir dann einfach zusammen wären?“ Damit war es ausgesprochen. Von nun an waren sie auch hinter der Kamera ein Paar.

An diesem Nachmittag, nach dem Lustery-Dreh, schauen sie sich ihr erstes Video noch mal gemeinsam an. Ein React-Video, Content für den YouTube-Kanal, der demnächst an den Start gehen soll. Man sieht zwei Profis, die mit der Distanz von zwei Jahren über das amateurhafte Treiben, das sie da sehen, nur lächeln können.

Ob sie heute gekommen sei? Sechs- oder siebenmal, sagt Sofi. Cedric: Gar nicht. „Es gibt keinen Orgasmuszwang für irgendwen“, sagt er; aber natürlich habe man auf einen dramaturgischen Höhepunkt hingearbeitet. Der war genau bei Minute 45, wie bestellt. Ob er zufrieden damit ist? „Ein solides Video“, sagt Cedric.

Lustery verspricht Filme, die echtes Begehren abbilden. Wie verträgt sich das damit, dass der Sex im Video einem Plan folgt? Muss authentische Lust nicht spontan sein? Es kommt drauf an.

**Cedric und Sofi** führen eine offene Beziehung. Wenn sich Sofi mit jemandem trifft, mit dem oder der sie bei einer Dating-App gematcht hat, fragt sie vorher nach: „Ist das ein Date?“ Und dann: „Wenn es gut läuft, würdest du am Ende Sex mit mir haben wollen?“ Für sie gebe es nichts Schlimmeres als: „Lass mal chillen heute Abend.“ Zu vage. Manchmal stoße sie mit dieser di-

rekten Art an, meistens nicht. Viele, vor allem die Sorte Jungs, die sie date, befürchteten ja: „Bin ich jetzt der creepy guy, wenn ich beim ersten Treffen was wage?“ Das sind so Hemmungen, die in Ambiguität gedeihen.

Im Porno ist gar nichts mehrdeutig. Im Porno kann man nicht nur alles sehen, es wird auch alles ausgesprochen. Dass der Akt immer einer Choreografie folgt, ist aus Regie-Sicht Garantie eines flüssigen Ablaufs; für Cedric und Sofi ist das, wie sie sagen, Stressreduktion.

Jedes Mal, wenn Cedric und Sofi die Stellung wechseln, haben sie sich gegenseitig gefragt, ob es dem anderen auch gut damit geht. Man begreift: Das haben sie nicht nur für die Kamera getan. Häufiger mal Consent beim Sexpartner einzuholen, ist nun sowieso nicht verkehrt; im Bett guckt man dem anderen schließlich auch nur vor den Kopf. Wer auf dem Spektrum ist, vergisst es nur nicht so schnell.

Sofi, was ist Cedrics beste Eigenschaft? „Körperlich?“ Da kichert sie und denkt wohl nicht an schöne Hände. Und dann blickt sie ihn an, wie Partner einander am Anfang einer Beziehung anschauen, und sagt: „Du hast eine unglaublich gesunde und liebevolle Kommunikation.“ Das sei so selten, bei ihm komme das ganz natürlich rüber. Kein Herumlavieren um unausgesprochene Konflikte, keine passiven Aggres-

sionen. Die beste Beziehung, die sie je hatte, sagt sie. Cedric sagt: „Ich kenne niemanden, der so viel Liebe zu geben hat wie du. Du hast so eine schöne, warme Energie. Du bist so appreciating, so caring.“ Cedric sagt, wenn er sie anschaut, könne selbst er wissen, was sein Gegenüber denkt.

Es ist spät geworden. Da war ja noch der Glasdildo vom Streamer-Boy – morgen ist auch noch ein Tag. Cedric und Sofi gehen jetzt einen Bubble Tea trinken und machen Feierabend. Follower wissen, dass das ihre „after care routine“ ist.

Und im Bett, wie ist das denn, wenn die Kamera nicht läuft, kann man überhaupt noch abschalten? Sie kuscheln viel, sagen die beiden als Erstes. „Dass man ganz, ganz viel knutscht, das ist das, was ich noch mal mehr appreciate kann“, sagt Cedric. Und Sofi: „Manchmal haben wir Sessions, wo wir uns nur sagen, wie sehr wir uns lieben.“

#### NIKLAS SCHLOTTMANN & HANNA

BUDOVEI haben nach der Recherche beschlossen, sich ein Beispiel an Cedric und Sofi zu nehmen – und besser zu kommunizieren. Auch wenn es ungewohnt ist: öfter klar heraus zu sagen und fragen, was Sache ist – zur Not auf Englisch.



**Das Paar** beim Konsole-Spielen in Cedrics Hamburger Wohnung. In Kürze will er ganz zu Sofi ziehen.



TEXT David Fuhrmann, Leon Meckler  
FOTO Markus Heft

# AUF BEWÄHRUNG

In einer Nacht tötet er 32 Schafe, bald werden es über hundert sein: Ein Wolf und sein Rudel schlagen immer wieder im Landkreis Helmstedt zu. Landwirte, Pferdehalterinnen und Jäger organisieren Nachtwachen, ein Landrat beschließt: Reißt der Rüde noch ein Weidetier, darf er geschossen werden.





# GW 3559

So heißt der Rüde aus dem Süden  
Wolfsburgs: kräftiger Hals, langer  
Schweif, Tatzenspuren im Sand.

# D

er Horstberghof der von Cramers liegt auf einem Hügel im Landkreis Helmstedt und ist das Zentrum eines Spinnennetzes aus Straßen und Wegen. Ein Wohnhaus, ein Silo, Schuppen und Pferdeställe, verschanzt hinter zwei Reihen Elektrozäunen.

Wolken dämpfen die Abendsonne. Daniela von Cramer und ihre Schwester Bianca Krauskopf stehen in einem Pulk von zwölf Menschen, sie schmieden den Schlachtplan für die Nacht. Es ist die zweite, in der sie die Pferde im Stall bewachen werden, im Schichtsystem, an vier Posten um das Gelände. Salamibrötchen werden verteilt, Nachtsichtgeräte, Krauskopf erklärt die Tasten.

Das Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden, hastet Daniela von Cramer durch einen langen Korridor im Stall, vorbei an neugierigen Nüstern hinter Gittern, in der Luft das Scharren und Wiehern der Pferde. An einer Box zeigt sie auf eine lohfarbene Stute, sie heißt Sally. Feine Schnitte ziehen sich quer über den Hals, zusammengehalten von Klammern. „Sally hatte verdammtes Glück, ein Stückchen weiter, und es wäre die Arterie gewesen“, sagt von Cramer, „jetzt geht er schon auf Pferde.“

Zwei Tage zuvor, kurz vor Mitternacht, saß Max, der älteste Sohn der von Cramers, vor der Haustür, wartete auf seine Freunde. Dann hörte er es. Das laute Wiehern, donnernde Hufe, von der Koppel am Hang. Die Pferde brachen durch die Zäune, stellten sich schützend zusammen. Max weckte die Familie, Vater, Mutter, drei Geschwister, alle raus. Taschenlampen leuchteten. Alle schrien. Lichtkegel suchten. Schatten zuckten an den Wänden. Wölfe im Hof. Sie ließen sich nur schwer vertreiben. So schildert es die Familie.

„Er war hier, auf unserem Hof, mitten in unserem Zuhause“, sagt Daniela von Cramer.

Der Wolf geht um. Im Ministerium nennen sie ihn GW3559, auf dem Land nur den Rüden. Er streift durch die offenen Feldfluren um Königslutter, den Buchenwald im Elm, durch das Mosaik aus Weiden und Bauminselfen im Landkreis Helmstedt. Niedersächsische Naturidylle. Nahrhafter Boden für Schafe. Ein Schlaraffenland für den Wolf.

**Grau hängt der Tag** vor dem Gebäude der Kreisverwaltung in Helmstedt. Landrat Gerhard Radeck sitzt am Schreibtisch, hinter ihm eine Karte seines Landkreises Helmstedt, davor stapeln sich Dutzende Akten, einsortiert in Pappmappen. Radeck klappt einen Aktendeckel auf, feuchtet den Finger an und blättert durch die Seiten. „Für die Leute hier ist es ein neues Thema“, sagt er, „viele haben sich lange keine Gedanken zum Wolf gemacht, bis alles anfang.“

Im Juli 2024 fing eine Wildtierkamera bei Wolfsburg das Bild dreier Welpen ein. Zeitungen sprachen von einer Sensation, ausgerechnet Wolfsburg hat ein eigenes Rudel. Nicht zu sehen war GW3559, der Vater. Sein Einstand in neuer Nachbarschaft missglückte. Südlich von Wolfsburg tötete er in einer Nacht 32 Schafe.



**GERHARD RADECK**, Landrat von Helmstedt. Der Wolf füllt Akten, als Problem, als ständiger Unruhestifter.

Die Angriffe hielten an, am Ende waren es 110 tote, 43 verletzte Schafe, an denen die DNA des Leitwolfes haftete. Bilder toter Schafe wanderten von Smartphone zu Smartphone. Eltern fragten: Erst die Tiere, dann die Kinder?

Radeck musste handeln. Ab Dezember ließ er eine Allgemeinverfügung ausarbeiten, GW3559 betreffend. 33 Seiten, die sich wie das Dossier eines Serienkillers lesen und bestimmen: Sollte der Wolf noch einmal einen elektrischen Schutzzaun überwinden, der mindestens 120 Zentimeter hoch ist, und dann ein Weidetier töten, sei er abzuschießen. Gültig: Juli bis Dezember 2025. GW3559 ist auf Bewährung.

Im Büro schweigt Radeck einen Moment, dann ziehen sich seine Mundwinkel zu einem bitteren Lächeln empor, er sagt: „Jetzt im Juli zieht sich das Rudel zusammen, es geht wieder los.“

**Die Debatte um Lupus Canis** ist mittlerweile ein altes Eisen, seit mehr als zwanzig Jahren streift der Wolf wieder durch deutsche Wälder. Doch das Eisen glüht. Mehr als 4.000 Nutztiere sind im Jahr 2024 von Wölfen verletzt oder getötet worden. Mit jedem gerissenen Schaf sinkt die Akzeptanz der Landwirte, mit ihm zu leben. Elektrozäune und Schutzhunde allein halten ihn kaum auf.

Der Wolf ist ein Bürokratiemonster. Reißt ein Wolf ein Schaf, prüft ein Landesbeamter, ob der Zaun der „Richtlinie

# 33

**SEITEN** umfasst die Verfügung zum Abschuss von GW3559, die sich wie das Dossier eines Serienkillers lesen.

**BIANCA KRAUSKOPF**  
wacht auf dem Horst-  
berghof. Der Wolf hat sie  
misstrauisch gemacht –  
und müde.



Wolf“ entsprach, ob er hoch genug war, nicht durchhing und genug Strom führte. Prüft, ob es denn tatsächlich ein Wolf war, der die Kehle des Schafes durchbiss, die Bauchdecke aufriss, nur Gedärme und Knochen übrig ließ. Die Genanalysen können Monate dauern. Erst dann erhält der Schafhalter eine Entschädigung vom Land. Das schürt den Frust. Für die Schäfer ist ein Wolfsriss oft der letzte blutige Tropfen. Schafzucht lohnt sich ohnehin kaum, der Gewinn ist gering, die Arbeit hoch. Kommen dann noch Verluste durch den Wolf hinzu, geben viele auf.

Mit dem Wolf kehrt das Wilde zurück, mehr als 100 Jahre nachdem er in Deutschland gnadenlos verfolgt und ausgerottet wurde. Er breitet sich in einem Deutschland aus, das keinen klaren Plan für ihn hat. Wie viele Wölfe leben hierzulande? Genau weiß das niemand. Es gibt kein bundeseinheitliches Regelwerk zum Herdenschutz. Das Wolfsmanagement zerfasert in föderale Sonderwege, verheddert sich in EU-Konventionen und Landesgesetzen. Auffällige Einzeltiere dürfen zwar getötet werden, nur werden die Abschüsse selten freigegeben, weil Tierschützer klagen, die Ausnahmeregelung irgendeine EU-Vorgabe übersehen hat, Formfehler enthält oder Paragraphen verletzt. Auch das schürt den Frust auf dem Land.

Durch Niedersachsen ziehen 54 Wolfsrudel, meldet die Landesjägerschaft 2025, nur vereinzelte Rudel verhalten sich auffällig.

Doch das Thema ist emotional. Seit GW3559 die Weiden südlich von Wolfsburg heimsucht, wächst der Alarmpegel im Landkreis Helmstedt. Für Landwirte, Pferdehalter und Jäger ist der Wolf ein Serienkiller auf vier Pfoten. Sie organisieren Nachtwachen, kontrollieren Zäune, tauschen sich in einer WhatsApp-Gruppe aus. Sie teilen jede Wolfssichtung, jeden Angriff, jedes tote Schaf. Sie leben mit dem Gefühl, allein gegen einen Gegner zu stehen, den der Staat mehr schützt als sie. Und so organisieren sich die Dörfer selbst – weil Hannover, Berlin und Brüssel ferne Symbolpolitik betreiben, während der Wolf im Hof steht.

Dies ist die Geschichte eines Rüden, der neue Gemeinschaften formt und neue Gräben zieht, der erneut zuschlagen, aber doch entweichen wird.

**Dienstag, 1. Juli 2025.** Beginn der Bewährungszeit. Im Revier des Rüden gründet sich eine WhatsApp-Gruppe, Titel: Info Wolf & Co. Hofmann.

„Hallo, hier werde ich euch zum Wolf auf dem Laufenden halten“, schreibt Andreas Hofmann, einst Wolfsberater des Landes Niedersachsen, ein Ehrenamt, das über den Wolf aufklären soll. Nach einem Angriff des Wolfsburger Rudels auf eine Wanderschäferei trat Hofmann im November 2024 zurück. „Das Land wollte mir den Mund verbieten“, sagt er.

Aus dem Ministerium heißt es: „Herr Hofmann kann nicht im Namen des Landes auftreten und öffentlich reden, ohne vorher Rücksprache zu halten.“

Doch auch ohne offizielles Amt rufen ihn Tierhalter noch heute, wenn sie einen Wolfsriss vermuten. Landwirte und Pferdehalter vertrauen ihm, er ist in der Region vernetzt, er informiert zum Herdenschutz, baut Zäune, führt Schulklassen durch den Wald, klärt auf. Er ist Vermittler zwischen Wolf und Mensch. Eine friedliche Koexistenz mit GW3559 und seinem neuen Rudel hält er dennoch für unmöglich. „Sie werden nicht mehr aufhören, auf Nutztiere zu gehen.“

Andreas Hofmann war einmal Bauunternehmer, Meister im Tief- und Straßenbau, fast sechzig Leute arbeiten in der Firma, die heute seine Frau führt. Er selbst ist ausgestiegen, vor sechs Jahren, um sich dem Wolf zu widmen, der damals nur einsam durch die Region streifte. Heute diktiert der Wolf sein Leben. Hofmann sammelt Spuren, Fellbüschel, Kot, Knochen. Tausende Fotos lagern in seinem Telefon. Kein anderer kennt das Rudel so. Kein anderer kann GW3559 so präzise beschreiben. Hofmann hat die Bilder der Wildkameras studiert, die Videos, Bild für Bild. Er sagt: „Der Rüde ist an seinem muskulösen Hals zu erkennen, den ausgeprägten Gesichtszügen, er ist stärker als die anderen, größer, hat einen längeren Schwanz.“

**In Niedersachsen leben 54 Wolfsrudel. Nur wenige sind verhaltensauffällig. Doch das Thema ist emotional.**



**SIE RIECHEN**, messen, sammeln. Ein Häufchen im Wald wird zur Spur des Rudels.

GW #20.25



**ANDREAS HOFMANN** war Wolfsberater des Landes. Heute informiert er Tierhalter über neue Sichtungen.

16. Juli. 16:27 Uhr. Andreas Hofmann: Moin, kurze Info: Wolfssichtung, gegen 13 Uhr bei Rennau. Der Wolf zog auf einem Feld, das direkt an der Straße liegt, vorbei.

16. Juli. 20:06 Uhr. Andreas Hofmann: Moin, kurze Info: Mutaßlicher Übergriff auf Pferd. Cremlingen, LK Wolfenbüttel. Pferdehalter sollten ab jetzt dringend ihre Weiden sichern.

**Kerstin Köchy** führt die Stute zum Gatter und deutet auf die Wunden. Über den Hinterbeinen prangen dunkelrote, verkrustete Punkte, Striemen, als hätte etwas das Fell aufgerissen. Der Forstbeamte geht in die Hocke, fotografiert beide Flanken und führt ein weißes Stäbchen an die Verletzungen, um eine DNA-Probe zu nehmen. Später wird er sie an ein Labor schicken.

Der inoffizielle Wolfsberater Andreas Hofmann steht abseits, schielt auf jeden Handgriff des Beamten, der nicht wollte, dass andere ihm zusehen. Hofmanns Augen blitzen aus dem Schatten seines Lederhuts. Er trägt ihn so beharrlich, als wäre er mit ihm verwachsen. Kerstin Köchy hat ihn angerufen. Mit ihrem Mann führt sie das Pferdeland am Elm: Reitanlage, Hunde, Hühner, Enten, zwei Erwachsene, zwei Kinder – und bis zu 37 Pferde. Seit sie die Wunden entdeckte, hat sie Bauchschmerzen. War es ein Wolf? War es GW3559?

## Frieden, mit diesem Rüden und seinem Rudel? Das scheint unmöglich.

Kerstin Köchy setzt sich auf eine Bank, zündet eine Zigarette an, pustet Rauch an ihrem Pony vorbei. Jahrelang hielten sie und ihr Mann eine Herde Schafe: einen Zuchtbock, 22 Muttertiere. Sie gab ihnen Namen, zog Lämmer mit der Flasche groß. Als das Rudel um GW3559 zuschlug, rissen Wölfe auch ihre Schafe. Sie entschlossen sich, die Herde aufzugeben. „Es hat uns fast eine Ehekrise gekostet“, sagt sie.

Heute, sagt sie, liege sie abends ins Bett mit dem Gedanken: Hoffentlich bleibt es ruhig. An diesem Morgen sah sie die Wunden an der Stute. Dann sah Köchy das Loch unterm Zaun.

Köchy marschiert über den Paddock. Sie zeigt den Zaun: 1,60 Meter hoch, Holzbalken, Litzen – zehntausend Volt oben, zwölftausend unten, damit der Wolf nicht kriecht. Davor eine zweite Absperrung, damit der Wolf nicht springt. Mauern voller Strom. Vom Giebel des Stalls blickt eine Kamera auf die Fläche, nachts überwacht von einer Sicherheitsfirma. „Sie verpassen mir wenigstens sechs Stunden Schlaf.“

Dann zeigt sie das Loch unterm Zaun. Kroch hier ein Wolf?

An manchen Tagen sammelt sie an dieser Stelle Pferdeäpfel ein, dann spitzen alle Tiere plötzlich die Ohren, starren zur Hecke. Da ist etwas. Da muss etwas sein, denkt sie. „Eigentlich fühle ich mich die ganze Zeit gestalkt.“ Sie spricht jetzt lauter. „Am liebsten würde ich ihn abknallen.“

Der Beamte packt seine Tasche, geht zum Auto. Ein junger Mann, dem die Situation unangenehm ist. „Das ist ein sensibles Thema“, sagt er. Er schickt die Proben an die Senckenberg Gesellschaft für Naturforschung, dort wird getestet, ob Wolfs-DNA am Tupfer ist.

Nach etwa sechs Wochen wird das amtliche Ergebnis kommen. „Wolf nicht nachweisbar.“

**In der WhatsApp-Gruppe** wird ein niederländischer Artikel geteilt: Wolf zieht Kind in den Wald. Wut-Emojis als Reaktion. Eine Frau schreibt: „Ohne Worte.“

Es wimmelt vor Wölfen, sie sind im Garten, im Schuppen, im Haus, selbst auf dem Sofa. Kleine Statuen, geschnitzt aus Holz, gebrannte Keramik, an den Wänden Bilder, silbernes Fell im Mondschein, sie sind auf Kissenbezüge gedruckt, sie jaulen als Pokale von Regalen. Ralf Hentschel sitzt im Schatten der Veranda seines Hauses in Wolfsburg, eine Zigarette zwischen den Lippen, und kneift wegen des Rauchs die Augen zusammen. Aus dem Wohnzimmer raunen Geräusche des Nachmittags, der Fernseher läuft, die Geschirrspülmaschine brummt, helle Stimmen quasseln. „Wir sind ein Rudel“, sagt



**Mehr als  
100 Jahre  
galt Lupus  
Canis in  
Deutsch-  
land als aus-  
gerottet.  
1904  
erschoss  
ein Jäger  
den letz-  
ten Wolf  
bei Hoyers-  
werda.**

**NACHTS WACHEN** Kameras auf Kerstin Köchys Hof. Wenn sich etwas Ungewöhnliches rührt, wird sie auf ihrem Smartphone benachrichtigt.

**KERSTIN KÖCHY**  
führt einen Hof mit  
37 Pferden, seit den  
Angriffen von GW3559  
gleichet er einer  
Festung. Strom,  
Kameras, überall Zäu-  
ne: Das Vertrauen, sagt  
sie, habe sie verloren.



Hentschel, der damit seine Frau und die vier Pflegekinder meint, die sie gemeinsam großziehen.

Hentschel ist Vorsitzender des Freundeskreises freilebender Wölfe. Der Verein klagt gegen die Abschussgenehmigung von GW3559, das Oberverwaltungsgericht in Braunschweig prüft den Fall. Der Verein brüstet sich mit seiner Bilanz: 2023 und 2024 gingen alle Verfahren zugunsten des Wolfs aus. Hundert Prozent Erfolgsquote, notiert auf der Vereinsseite, als Beweis, dass der Kurs der richtige ist: Der Wolf bleibt, der Abschuss scheitert.

„Wir wollen den Schutz des Wolfes und nicht einfach sinnlos drauflosschießen.“ Die Landwirte hätten oft nur Mindestschutz betrieben, niedrige Zäune, schwacher Stom. „Im Grunde hat man den Wolf trainiert.“ Stattdessen, so Hentschel, müsse zuerst der Herdenschutz konsequent umgesetzt werden: Elektrozäune, Herdenschutzhunde. „Der Mensch ist das Problem, nicht der Wolf.“

Ralf Hentschel war ein Wolfsberater des Landes Niedersachsen, bis ihn das Umweltministerium feuerte. Offiziell hieß es, eine „kooperative Zusammenarbeit“ sei nicht mehr möglich. Er sagt, er sei dem Land zu unbequem gewesen. Er kritisierte Abschussgenehmigungen, warnte vor löchrigem Herdenschutz und sah in der Wolfspolitik eine Einladung an das Rudel zu einem offenen Buffet.

Hentschel spricht vom Wolf wie von einer Geliebten. Er erinnert sich an die erste Begegnung, irgendwo bei Celle, eine Wolfsnacht, erst Filme, Vorträge, dann das Gehege. „Man durfte sie anfassen“, sagt er. „Das hat mich fasziniert. Man ist aufgeregt, es bebt im Körper. Es war schön.“

Wer sich offen für den Wolf ausspricht, macht sich angreifbar. Der Ton zwischen Wolfsfreunden und -gegnern ist rau. Kleinkriege eskalieren. Die Rede ist von zerstochnen Reifen, gelösten Muttern, Verfolgungsjagden. Der Mensch ist des Menschen Wolf.

Unbekannte sägten die Deichsel von Hentschels Anhänger an, der auf der Autobahn plötzlich neben ihm hing. Drohungen über Facebook: Wir wissen, wo du wohnst. „Aber das kümmert mich wenig“, sagt Ralf Hentschel. Er kämpfte schließlich für eine höhere Sache: „Die Rückkehr des Wolfes ist eine Erfolgsgeschichte.“

**1. August.** Andreas Hofmann: Moin, kurze Info: Schafsrisse in Klein Steimke, Landkreis Helmstedt.

Die Sonne nähert sich dem Zenit. Windstöße kämten die Felder, im Gras liegen vier tote Schafe, neben ihnen Gedärme wie Schlachtabfall. Einem Tier fehlt der Kopf, die Rippen sind fein säuberlich abgeknabbert.

Wutentbrannt stapft Detlev Müller über die Weide. Die Haare stoppelig, die Latzhose steif von Erde, Schmutz und Blut. An seinem Oberschenkel ist die Scheide des Schäfermessers festgeschnallt. „So eine Scheiße hier, das kannst du dir nicht ausdenken“, sagt Müller. „Die fressen alles, was sie vor die Schnauze kriegen, hör mir auf, du.“

Müller gibt seinem Border Collie Kommandos und versucht, ein verletztes Schaf von der Herde zu trennen: „Nicht die Wölfe sind die bedrohte Art, wir Landwirte sind es“, flucht er.

Müller, 62, ist hier aufgewachsen. Heute hält er 160 Leineschafe, eine alte, vom Aussterben bedrohte Rasse. Die Tiere fressen die Wiesen, halten das Gras kurz und schaffen so Lebensräume für Insekten und Pflanzen. „Aber Geld abwerfen tun sie kaum“, sagt Müller.



**Er streift durch die offenen Feldfluren, den Buchenwald, durch das Mosaik aus Weiden und Bauminselfn im Landkreis Helmstedt.**



**DETLEV MÜLLER**, 62, Schäfer aus Klein Steimke. Er hält 160 Leineschafe, eine bedrohte Rasse – doch seit den Rissen durch GW3559 denkt er ans Aufgeben.



## Der Freundes- kreis frei- lebender Wölfe klagt, wo andere schießen wollen.

**RALF HENTSCHEL**, Wolfsfreund aus Wolfsburg, zieht für den Schutz des Rudels vor die Gerichte.

Am Morgen hat ihn ein Jäger angerufen. Wölfe habe er nicht gesehen, nur platt gedrücktes Gras hinter der Weide. GW3559? „Mir scheißegal, was nützt es, wenn ein Wolf geschossen wird, dann rückt ein neuer nach, der vom Leitwolf gelernt hat“, sagt Müller, „außerdem: Wie will man den einen Wolf erkennen, der trägt doch kein Nummernschild am Arsch.“

Studien zeigen, dass die wirkungsvollste Wolfsabwehr ein Zaun ist, elektrifiziert und ausreichend hoch. Zudem können gezielte Abschüsse von Wölfen helfen, dass weniger Tiere gerissen werden – wenn die Wölfe sich angewöhnt haben, Nutztiere zu töten. So schreiben es die Biologinnen Ilka Reinhardt und Gesa Kluth, die das Wolfsmonitoring Sachsens leiten. Doch Wölfe, die durch Felder schnüren, wie soll man sie eindeutig identifizieren?

Müller blickt sich um, ein silberner Jeep holpert über den Feldweg, das Fahrerfenster öffnet sich, ein Mann mit Filzhut, ein Nachbar von Müller, schaut über die Weide.

„Wie viele haben sie erwischt?“

Müller steigt das Blut ins Gesicht. „Vier tote, vier werden nicht durchkommen, eins muss ich gleich erlösen.“

Der Mann im Jeep winkt ab, sagt: „Es war eine Frage der Zeit“, und fährt weiter.

Wer in Niedersachsen ein gerissenes Schaf meldet, bekommt nicht automatisch Geld. Zuerst rücken die Rissgutachter der Landwirtschaftskammer aus, sichern DNA-Spuren, protokollieren die Wunden, prüfen die Zäune. Nur wenn feststeht, dass ein Wolf zugeschlagen hat, entschädigt das Land.

Die Probe wird entlarven, was offensichtlich ist: Es waren Wölfe. Doch Müllers Elektrozaun führte nur 2.000 Volt. Zu wenig, als dass die Täter individualisiert werden. Falls es GW3559 und seine Gang waren, die das Blutbad verantworten, sind sie davongekommen. Für die Bürokratie entscheidet nicht die Zahl der gerissenen Schafe, sondern die Stromstärke am Draht.

Müller holt das verletzte Schaf, verschwindet im Führerhäuschen, kramt das Bolzenschussgerät aus einer Tasche, lang wie eine Flöte und aus Edelstahl, setzt es am Schädel des Schafes an.

**Andreas Hofmann, 30. August:** Info! Das Rudel wird von Tag zu Tag aktiver. Es ist wichtig, dass auch Weiden, die direkt an den Häusern liegen, gesichert werden. Danke!

Zurück zum Anfang dieser Geschichte, zurück zur Nachtwache am Horstberghof. Der Wind ballt die Wolken zusammen, der Himmel verdunkelt und schließt sich über dem Horstberghof, als würde einem riesigen Topf ein Deckel aufgelegt werden. Am inneren Ring des Elektrozauns steht ein Hochsitz, ausgerichtet zu einem Waldstück. Bianca Krauskopf ist in das dunkle Grün der Jäger gekleidet. Sie zieht eine Mütze über, stellt die Flinte auf den Hochsitz. Eine Flinte? „Falls ich mich verteidigen muss“, sagt sie. Die Nachtwächter haben den äußeren Elektrozaun ausgestellt, den inneren mit 12.000 Volt geladen, 5.000 mehr als sonst. „Die können was erleben“, sagt Krauskopf.

Die Nacht erwacht zu einer ganzen Symphonie seltsamer Geräusche: Zweige rascheln und wispern und zischen. Kalt ist es geworden, feiner Nieselregen füllt die Luft. „Sie sollen kommen“, sagt Krauskopf zum Wald blickend. „Sie sollen kommen und sich einen Schlag holen.“ Sie kneift ein Auge zu. Mit dem Nachtsichtgerät sucht sie das Waldstück ab, das dunkel in die Finsternis wächst. Von wo werden sie kommen?

Krauskopf ist 52 und Heilpraktikerin. Als GW3559 in die Region zog, organisierte sie Nachtwachen an Schafswiden, suchte in Wäldern nach Wolfsspuren. Der Wolf hielt sie gefangen. Und dann springen ihre Gedanken von einem Übel zum anderen wie ein Grashüpfer auf einem heißen Bürgersteig. Früher hätten die Politiker auf Dorffesten noch mitgetrunken. Heute: der Wolf, die Windräder, die Städter, die herziehen, aber nie dabei sind, der Bus fährt nur einmal die Stunde, der Wolf.

Zwei Uhr, Schichtwechsel, nur Krauskopf bleibt auf ihrem Hochsitz. Regentropfen perlen über ihre Mütze. Eisern hält sie das Nachtsichtgerät. Plötzlich vibriert ihr Handy. Ein Nachtwächter, frisch in der Schicht, hat etwas gesehen.

„Jetzt ganz leise sein“, sagt Krauskopf. „Wir dürfen sie nicht verschrecken.“

Sie blickt durchs Nachtsichtgerät. Es dauert ein paar Sekunden, bis die leuchtenden Punkte sich als das offenbaren, was sie sind – pelzig, flink, die Schwänze buschig und rege zuckend, eine Vielzahl schimmernder Augen. Füchse.

**Zwei Wochen später** tritt eine Autofahrerin die Bremse durch. Etwas huscht über die Landstraße, knapp vor ihrem Auto. Sie zückt das Handy, filmt. Ein Schatten läuft übers Feld, geduckt, leicht hüpfend. Gut zu erkennen an seinem langen Schweif, dem muskulösen Hals, wie Hofmann sagen wird. GW3559, der Rüde.



LEON MECKLER, MARKUS HEFT & DAVID FUHRMANN folgten der Blutspur des Wolfsrüden, spürten, wie er die Menschen auf dem Land veränderte. Sie warten immer noch darauf, dass er geschossen wird.

**FREIWILLIGE** sichern die Weiden in Schichten. Es ist die zweite Nacht, in der sie über die Pferde wachen.





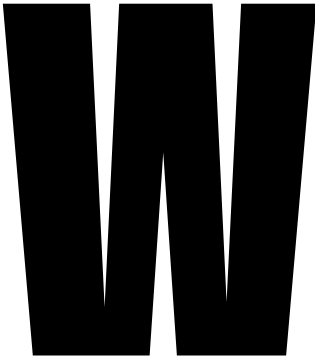


# Sein Reich komme

Hinter verdunkelten  
Fenstern auf einer  
Leinwand in  
Charlottenburg  
startet die Antizensur-  
konferenz. Ivo Sasek,  
Ex-Mechaniker, nun  
Prophet, zieht Anhänger  
in seinen Bann.

Die Mission:  
weltweite Vernetzung.  
Und es funktioniert.

TEXT Joana Rettig  
ILLUSTRATION Thomas Kuhlenbeck  
FOTO Anjou Vartmann



Weißt du, fragt mich der Mann mit der Halbglatze. Weißt du, wie sich eine Raupe zum Schmetterling entwickelt? In einem Kokon – aber was darin entsteht, sind zwei völlig verschiedene Organismen. Wenn der Kairos kommt, sagt er, dann passiert es. Wie Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Kairos, der griechische Gott des rechten Augenblicks. Ein Ausdruck für den richtigen Moment.

Es ist ein trüber Samstag im gutbürgerlichen Berlin-Charlottenburg. Kinder spielen auf dem Gehweg, Bauminseln sind liebevoll bepflanzt. Wo Bücherregale hinter den Fenstern aufragen und E-Autos vor den Häusern laden – hier wird an diesem Samstag der Sturz des Systems vorausgesagt.

In einem Fotostudio an einer Straßenecke trudeln nach und nach drei Dutzend Menschen ein. Männer und Frauen jeden Alters, sogar Kinder. Viele sehen aus, als gehörten sie zum Publikum einer Heilpraktikermesse. Wallende Kleidung, lächelnde Gesichter, zerzauste Frisuren, bunte Amulette. Andere wirken so seriös wie Steuerberater. Erste Kennenlerngespräche über Handystrahlen und Impftote.

Der Mann mit der Halbglatze nimmt mich bei-seite.

Wenn der Kairos da ist, drängt er, dann entwickelt sich in der Raupe die erste Schmetterlingszelle. Im alten System bilde sich das neue. Er spricht mit mir, als stünde er vor einer Gemeinde mit Hunderten Zuhörern. Mit bohrendem Blick und der Stimme eines Predigers.

Am Eingang ein Buffet: Kaffee, Tee, Wasser, Käsewürfel, Hummus, Salzstangen. Ein Tresen steht neben der Tür, an dem ein Mann Namensschilder schreibt. 60 Stühle sind im Halbkreis vor einer Leinwand im hinteren Bereich des abgedunkelten Raumes aufgestellt.

Per Livestream werden dieses Online-Event später Tausende aus 70 Ländern besuchen. Es nennt sich „Antizensurkonferenz“, kurz AZK; veranstaltet wird es von einer Vereinigung namens Organische Christus Generation (OCG). Ihr Anführer ist Ivo Sasek – Vater einer Großfamilie, Medienmogul, Endzeitprediger, und: selbsternannter Prophet.

Er lädt jährlich zur AZK und ist damit ins Visier von Sektenforschern geraten – und Verfassungsschützern. Denn er sucht nicht nur religiöse Gefolgschaft und erzählt Verschwörungsmythen, er will Revolution. In seinen Predigten redet er von Liebe und Gemeinschaft, beschwört aber das Gegenteil: die Vision einer streng hierarchischen, autoritären Gesellschaft – ethnisch rein, kulturell abgeschottet. Was sich vermischt, gilt als Gefahr.

An Sasek, seiner OCG und diesem Tag in Charlottenburg wird deutlich, wie Verschwörungsideologien metastasieren: Als Privatreligion begonnen, sind sie inzwischen eine Membran für alles, was sich von der Realität verraten fühlt. Aus Heilsversprechen wird Herrschaft, aus Gemeinschaft Gehorsam, aus einzelnen radikalen Stimmen ein weltweiter Chor.

**Mit Riesenschritten nähert sich diese diabolisch listige Spinne ihrer Beute, um sie restlos auszusaugen. Und da hängt sie schlaff und gelähmt herum, die Armee.**

– Ivo Sasek

In München geht eine Frau am Fluss entlang. Auf einer Brücke in der Innenstadt bleibt sie stehen, legt beide Hände auf den Brustkorb. „Meine Isar“, sagt sie sanft. Claudia Müller geht hier jeden Tag spazieren, betrachtet die weißen Steine am Strand, Menschen, die ihre Füße ins Wasser tauchen. Am Nacktbadestrand aber, da schaut sie lieber weg. Fromm ist sie noch heute.

Müller ist 61 Jahre alt. 13 davon war sie Teil der Organischen Christus Generation. 2015 beschloss sie zu fliehen. Sie spricht leise. Ihre Stimme, sagt sie, hatte sie in der OCG fast verloren – als hätte sie verlernt, laut zu sein.

Es habe schon in der Kindheit begonnen, erzählt sie und wirft ihren grauen Pony schwungvoll mit den Händen nach hinten. Diese Unterdrückung.

Sie wuchs in Mittelfranken auf. Details möchte sie nicht veröffentlicht sehen. „Manches war sehr, sehr ungünstig“, sagt sie nur.

Was blieb, war ein Bedürfnis nach Halt. In der Grundschule fand sie Anschluss an ein christliches Missionswerk, zum ersten Mal fühlte sie sich willkommen. Der Glaube wurde ein sicherer Ort, in dem sie sich zugehörig fühlte, die Gewissheit hatte, angekommen zu sein.

Als junge Frau schloss sie sich einer Freikirche an. Sie besuchte Predigten, war anfangs skeptisch. Und doch fühlte sie sich tief berührt. Dann erlebte sie etwas, das sie als Gottesbegegnung bezeichnet.

Beim Beten wirkt  
Claudia Müller ver-  
letzlich – fast, als  
würde sie weinen. Ihr  
Gott ist heute Freiheit.  
Nicht mehr Furcht.





Claudia Müller suchte Erlösung. Stattdessen wurde sie Teil eines Systems, das Liebe predigte, aber Kontrolle ausübte. Bis sie sich befreite.

Sie hatte das Gefühl, Gott strecke ihr seine Hände entgegen. Sie ließ sich führen.

Müller zog nach Mertingen in Bayern, gab sich ganz der Gemeinde hin. Und die, sagt sie heute, war schon damals „sektisch“. Nicht nur, dass die Freikirche Immobilien anhäufte und Unternehmen gründete. Müller erlebte, wie die Gruppe die Mitglieder von ihrem Umfeld isolierte, bekam mit, wie Einzelnen Dämonen ausgetrieben wurden. Erfuhr, wie ihre Fragen als anstößig oder sündig gebrandmarkt wurden.

Sie habe damals viel geweint.

Aber sie blieb. Bis sie im Jahr 1999 nach Israel ging. Einerseits, um Menschen in einem Pflegeheim zu helfen, die den Holocaust überlebt hatten, andererseits, um Abstand zu gewinnen. Eine prägende Zeit war das. Hier lernte sie durch die Organisation, für die sie arbeitete, einen neuen Gott kennen. Nicht einen drohenden, strafenden, sondern einen, der liebt, hilft und versorgt. Balsam, sagt sie.

Als sie anderthalb Jahre später nach Mertingen zurückkehrte, hatte sich ihre Gemeinde bereits der OCG angeschlossen. Und die propagierte wieder diesen anderen Gott. Den, den Claudia Müller zu fürchten gelernt hatte.

Und trotzdem blieb sie.

2001 traf sie zum ersten Mal auf Ivo Sasek.

## Nie hätte ich es für möglich gehalten, dass ich eines Tages wie eine wild gewordene Bestie auf einer Bibel herumstampfen konnte. Doch einmal mehr tat ich es.

– Ivo Sasek

Der Guru einer Sekte, der Prophet, er begann als Kfz-Mechaniker. Wurde atheistisch erzogen. In seiner Autobiografie berichtet er von einer Gottesbegegnung im Sommer 1977. Von da an fühlte er sich als Auserwählter.

Auch Sasek schloss sich einer Freikirche an, besuchte deren Bibelschule, verließ sie ohne Abschluss und gründete 1984 im schweizerischen Walzenhausen eine Einrichtung für Drogenabhängige. Hier sammelte er die ersten Anhänger um sich. 1999 gründete er die OCG.

Und die startete als eine religiöse Splittergruppe von vielen. Die Lehre: Er und seine Anhänger sind Zellen von Gottes Organismus. Doch bald schon begann Sasek, seine Theorien zu diversifizieren. Er integrierte Elemente aus anderen Heilslehren. Die Reinkarnationslehre, die Kritik der Schulmedizin, reaktionäre Rassenlehre. Dass sich Dämonen und der Teufel unter uns mischen, schärfte er seinen Mitgliedern ein und erfand Strategien, diese zu bekämpfen. Er prügelte sie etwa aus seinen elf Kindern heraus. Belangt wurde er dafür nie.

All das zielte darauf, immer mehr Menschen anzusprechen.

Im Laufe der Jahre baute Sasek dazu noch ein kleines Medienimperium auf. Mit dem Panorama Film Verleih, mit „Klagemauer.TV“ (Kla.TV), „Sasek.TV“, einem Buchverlag, Flugblättern wie „Stimme und Gegenstimme“ will er bis heute den „Mainstream-Medien“ trotzen. Ob literarisch, musikalisch oder im Stil von journalistischen Berichten: Sasek verbreitet Verschwörungsmythen über „Lügenmedien“ und „Impfwahn“, Gefahren von Handystrahlungen und Chemtrails. Über Freimaurer und die „Protokolle der Weisen von Zion“ – eine antisemitische Fälschung, die ein angebliches Geheimgespräch jüdischer Führer zur Weltherrschaft beschreibt.

Die Sprache: martialisch. Heere, Fronten, Feinde, Kämpfe. Bezüglich seiner Gefolgschaft spricht Sasek vom „Totalen Mitarbeiter“.

Walzenhausen in der Ostschweiz wurde zum Zentrum der OCG – inszeniert als Familienbetrieb mit missionarischem Charakter. Zur Familie zählen seine elf Kinder, deren Angehörige und ein enger Kreis aus langjährigen Mitarbeitern. Mit ihnen produziert er Songs und Spielfilme mit Titeln wie „Männer stiehlt man nicht“ oder „Helden sterben anders“.



35 Jahre alt, abgenutzt, immer  
griffbereit: Ihre Bibel überstand  
Freikirche, OCG und Flucht.



Treppenaufstieg in der Matthäuskirche München. In der OCG sollte sie sich „verbindlich“ erklären – mit dem Ziel der Kapitulation. Heute legt sich Claudia Müller auf keine Gemeinde mehr fest.

Diesen engen Kreis erweitert er durch offenbar arrangierte Ehen, die nach seinem Willen möglichst viele Kinder hervorbringen sollen. Denn laut seiner Lehre wird eine Frau durch Geburten von ihren Sünden gereinigt. Je mehr Geburten, desto gründlicher.

Drei seiner Kinder haben die Sekte mittlerweile verlassen, warnen teilweise öffentlich vor den Gefahren.

**Wenn wir nicht in kürzester Zeit zu Millionen werden, werden wir wahrscheinlich ohnmächtig zusehen müssen, wie dieses Tier aus dem Meer zusammen mit dem Tier aus der Erde aufsteigt und viele gnadenlos zugrunde richtet.**

– Ivo Sasek

9.30 Uhr in Charlottenburg. In 45 Minuten beginnt die „Antizensurkonferenz“. Es war nicht schwer, mit den Veranstaltern in Kontakt zu kommen. Die Organische Christus Generation, sie will wachsen. Ich meldete mich also an – per Online-Formular. Es hieß, jemand werde Kontakt aufnehmen. Zwei Tage danach klingelte das Handy.

Es war der Mann, der später vom Schmetterling erzählen wird, ich nenne ihn hier Rüdiger. Er fragte mich zunächst aus: Was machst du beruflich? Wie hast du von der AZK erfahren? Weißt du, auf was du dich einlässt, wenn du mit uns in Kontakt trittst? Erst zwei Tage vor der Veranstaltung kam die Einladung mit Ort und Uhrzeit. Ich wurde gebeten, früher zu kommen: „Ihr wisst ja, dass es Zeit braucht, alle zu begrüßen...“

Seit 2022 läuft die AZK nur noch online – Corona machte Präsenz damals unmöglich. Was erst für Unmut sorgte, erwies sich als Geschenk des Himmels. Denn das Internet, es schuf plötzlich einen Raum für viel mehr Menschen.

Seither wird die AZK als Public-Viewing-Event inszeniert. Einmal im Jahr versammeln sich Menschen aus aller Herren Länder in verschiedensten Zeitzonen vor Leinwänden oder Bildschirmen und verfolgen gemeinsam die Reden von Sasek und teils prominenten Gastrednern. Unter ihnen: Reichsbürger, Journalisten, Prediger anderer Sekten, Professoren.

Bevor die Veranstaltung beginnt, spricht Rüdiger mit den Neulingen. Jeweils einzeln. Zusammen mit mir sind es zwei oder drei. Als ich das Studio betreten will, nimmt er mich beiseite. „Komm“, sagt er, „lass uns kurz draußen reden.“ Er fragt nach meiner Geschichte, wie ich „aufgewacht“ sei, ob ich an Gott glaube. Und:

„Bist du geimpft?“ Als ich bejahe, schaut er mich an, als würde er gleich weinen. Dann sagt er: „Es war Gott in dir, der machte, dass du keine Schäden davongetragen hast.“

Gott sei Dank!

Die neue Welt, in die ich nun eintrete, sagt er, die sei ganz anders. Anders, als es sich alle da draußen vorstellten. „Die Satanisten, die Freimaurer und so.“ Anders, als es die „Mainstream-Medien“ in ihren „Lügen“ verbreiteten. Und ich, ich hätte das System durchschaut. Auch ich sei eine Schmetterlingszelle.

Zwei Kinder von Sasek eröffnen die Videokonferenz. Sie sprechen mit Zugeschalteten aus Russland, den USA, den Philippinen, aus Ägypten und Kanada. Es werden Lieder gesungen über Kriege und Manipulation. Dann, endlich. Auftritt des „Propheten“.

Auf der Leinwand werden Hunderte Bildschirme mit Live-Übertragungen der Zuschauenden eingeblendet. Sie alle klatschen, jubeln. Sasek spricht von „synergischer Geisteskraft“ und weltweiten Willensbekundungen. Dann fordert er alle auf, ihm nachzusprechen. „Nicht durch Heereskraft von Menschen, nicht durch Menschenkraft wird's sein, durch die Himmelskräfte in uns bricht der Feind jetzt gänzlich ein!“ Massenhymnen. Schlachtrufe im Gebetsgewand. Viermal machen wir das.

Es ist unschwer zu erkennen: Ivo Sasek liebt die Bühne. Er strahlt in die Kamera, scherzt, versprüht Charme mit seinen blauen Augen und der Überzeugung, nicht nur zu predigen, sondern die Welt zu verändern.

**Wir befinden uns in einem heillosen Allfrontenkrieg.**

– Ivo Sasek



Claudia Müller warnt bei anderen Freikirchen vor der OCG und ihren Märchen: einem kruden Mix aus Funkwellenangst, Impfparanoia und antisemitischen Legenden.



Matthias Pöhlmann kennt die OCG seit ihren Anfängen. Er weiß, wie Sasek mit Kla.TV und anderen Online-Kanälen Gläubige, Verschwörungsideologen und Rechtsextreme vernetzt.

Claudia Müller sitzt auf einer Schlafcouch in ihrer Eineinhalbzimmerwohnung und blättert durch Arbeitsfaxe aus OCG-Zeiten.

Es brauchte etwa ein Jahr und viel Überzeugung der Gemeinde, bis sie sich „verbindlich“ erklärte. So nennt man das in der OCG. Wer sich verbindlich erklärt, verpflichtet sich, den Lehren und Anweisungen Saseks zu folgen. Ziel ist – wörtlich – die Kapitulation.

Nach ihrer verbindlichen Erklärung durchlief sie die sogenannte Bemessung: Sie sollte ihre „Wesenssünden“ erkennen – bei ihr etwa Unordnung oder Kaffeetrinken vor dem Gebet. Danach wurde sie der Öffentlichkeitsarbeit zugewiesen. Und jene, die innerhalb der OCG an den Medienkanälen arbeiten, arbeiten im Sasek'schen Sprech an vorderster Front.

In ihren Diensten war Müller vor allem damit beschäftigt, OCG-Botschaften nach außen zu tragen. Sie schrieb etwa Leserbriefe an Zeitungen und Magazine. Darin wettete sie gegen Impfungen, protestierte gegen angeblich pornografische Bücher und Filme wie „Feuchtgebiete“ der Autorin Charlotte Roche. Wurde ein Leserbrief in überregionalen Medien veröffentlicht, feierte die Gruppe das als Erfolg.

Und so wurde Claudia Müller schnell in die Redaktionen eingebunden, bekam mehr und mehr Ver-

antwortung. Das beweisen Hunderte Faxe und Dokumente, die sie bis heute in Kisten aufbewahrt. Als Sasek den Internet-TV-Sender Kla.TV gründete, war Müller von Beginn an beteiligt und wurde wenig später Teil der Redaktionsleitung.

Nebenbei lud sie als Leitungsperson immer wieder Mitglieder aus ihrem Distrikt ein – „Stube“ nannte sich das. Dort prüfte sie die Ideologie der Mitglieder und setzte auch die Schönheitsnormen der Sekte durch, sorgte mitunter dafür, dass Frauen dem reaktionären Rollenbild entsprachen. Dem folgten rigide Vorgaben über Kleidung und Schminke. Selbst ein Body-Mass-Index wurde vorgegeben.

„Kla.TV“ gilt heute als eines der größten verschwörungsideologischen Medienprojekte im deutschsprachigen Raum. Es erreicht regelmäßig Hunderttausende – einzelne Beiträge werden von Millionen gesehen. Professionalität ist Teil der Strategie. Moderationen in sauberer Studiokulisse, klare Bildsprache, Zitate aus scheinbar seriösen Quellen. Alles wirkt wie Journalismus.

Doch das Ziel sei nicht Aufklärung, sondern Zerstörung demokratischer Strukturen, sagt Claudia Müller. Und die Vernetzung unter Verschwörungsgläubigen. Sie ist sich sicher: Während der Coronapandemie war die OCG mit „Kla.TV“ maßgeblich daran beteiligt, dass die Querdenker-Proteste so groß wurden.

**Wir sind OCG, das meint:  
Wir leben organisch  
miteinander verbunden.  
Du bist ich, und ich bin du.**

– Ivo Sasek

In den Pausen der AZK spreche ich mit anderen Teilnehmenden. Zwischen Keksen und Kippe kommen fast alle erdenklichen Verschwörungstheorien zur Sprache: Chemtrails, 5G, Bill Gates' Chips, Kinderkauf durch Regierungen, der große Austausch, Putins angebliche Notwehr. Ein Katalog des Misstrauens, wie ein Panoptikum des Abgrunds – hinter jeder Tür wird eine neue Fratze enthüllt. Und darüber schwebt die OCG, die sich für alles zuständig fühlt.

Und genau das ist ihr Alleinstellungsmerkmal.

Wenn die normale Sekte eine Boutique ihrer eigenen Mythen ist, ist die OCG ein Großhandel des Wahns.

Mir wird erklärt, wie ein Amulett gegen Handystrahlen schützen kann, dass ich mir besser Strahlenschutz-Wandfarbe zulegen sollte, dass Elon Musk uns längst mit Chips kontrollieren könne. Mit einer Frau spreche ich über Homöopathie und schulmedizinische Medikamente, die uns krank machen sollen. Sie will meine Handynummer, um in Kontakt zu bleiben – und schiebt mir einen AfD-Notizblock zu.

**Niemand kann zwei Herren dienen. So klar wie jeder von uns nur dem einen Haupt und geistlichen Strom aus Christus verpflichtet ist, so klar ist andererseits jeder von uns einem sichtbaren Vorgesetzten unterstellt.**

– Ivo Sasek

Ich treffe Matthias Pöhlmann. Dreitagebart, Brille, Anzugweste. Seit fast 30 Jahren beschäftigt er sich mit Sekten und esoterischen Gruppen. Als Beauftragter für Sekten- und Weltanschauungsfragen der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern berät er seit 2014 Aussteigende und Angehörige. Er beobachtete den Aufstieg von Scientology, ist mit verschiedenen Guru-Gruppen wie Hare Krishna ebenso betraut wie mit der Anastasia-Bewegung. Auch die OCG kennt Pöhlmann seit ihrer Gründung. In seinem Buch „Rechte Esoterik“ beschreibt er neben vielen weiteren auch den Schweizer Führer Ivo Sasek.

Als Claudia Müller ausstieg, kontaktierte sie Matthias Pöhlmann als einen der Ersten.

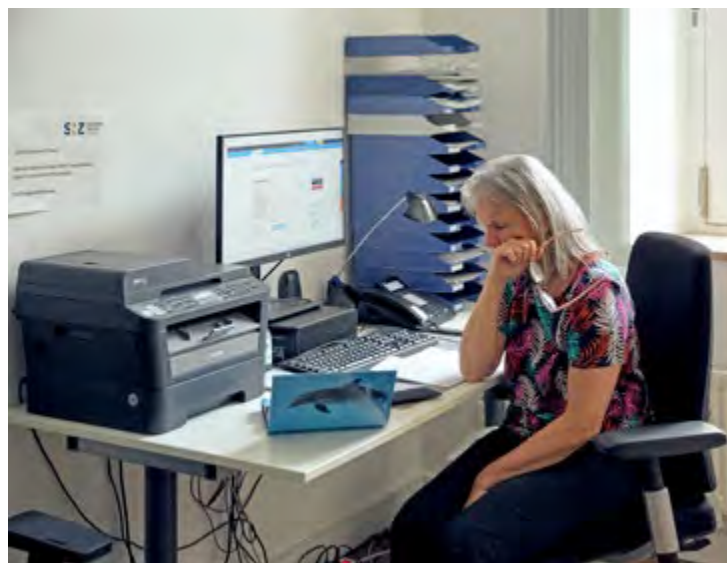
Er – und mit ihm die Wissenschaft – spricht nicht gern von Sekten. Zu unscharf, zu viel Stigma. Lieber sagt er „konflikträchtige Gruppen“ oder „neue religiöse Bewegungen“. Die Merkmale, die er aufzählt, sind glasklar, und sie alle treffen auf die OCG zu. Die klare Trennung von Innen und Außen, der exklusive Wahrheitsanspruch, straffe Hierarchien, Prophetie, soziale Kontrolle und Isolation, das absolute Heilsversprechen. Die OCG, sie ist eben keine harmlose Bibelgruppe. Sie ist eine Festung, die Menschen in ihre Mauern einschließt. Drinnen die Erlösten, draußen die Verlorenen.

Was hebt die OCG von anderen ab?

Es ist dieser große Vernetzungsgedanke, sagt Pöhlmann. Dieses Sammelbecken für Esoterik, Verschwörungstheorien und Antisemitismus. Für jene, die das System stürzen wollen. „Die OCG ist ein konzernartig ausgebautes religiöses Familienunternehmen mit exklusivem Anspruch und internationaler Anhängerschaft“, sagt Pöhlmann. Events wie die Antizensurkonferenz oder auch internationale „Freundestreffen“ spielen darin die Hauptrolle.

Wie gefährlich ist die AZK?

15 der 16 Verfassungsschutzbehörden Deutschlands antworten auf diese Frage nicht; mit der Begründung, sich nicht zu Gruppen zu äußern, die nicht im Verfassungsschutzbericht vorkommen. Die Brandenburger Behörde aber antwortet. In einer Mail



Heute hilft Claudia Müller anderen, aus Sekten herauszufinden – und notiert dabei jede neue Spur zur OCG. Etwa, dass Sasek 2025 sogar noch eine zweite Antizensurkonferenz veranstaltet.



Die Verteilzeitung „S & G“ soll jedes OCG-Mitglied vor sein Haus legen – hier vor dem Studio von Panorama Filmverleih und Kla.TV in der Schweiz, wo die OCG ihren Sitz hat.

Bayerisches Idyll,  
OCG-Hochburg: Hier  
wurde Claudia Müller ra-  
dikalisiert. In Mertingen  
stehen Kreuze oft dort,  
wo Fahnen wehen.



schreibt sie, die Veranstaltung sei eine Gefährdung für die Demokratie. Sie „wurde in der Vergangenheit sowohl von Reichsbürgern und Selbstverwaltern aus den deutschsprachigen Ländern als auch von Rechtsextremisten – Holocaust-Leugnern wie Sylvia Stolz – als Vernetzungsveranstaltung genutzt.“ Bekannte Gesichter der rechten Szene wie Jürgen Elsässer oder Michael Ballweg gehören zu ehemaligen Rednern.

Zwar hat die OCG offiziell nach Schätzungen nur 2000 bis 3000 Mitglieder. Aber durch die immense Reichweite im Internet erreicht sie Hunderttausende. Die Gruppe will wachsen und setzt auch auf klassische Mitgliederwerbung. Konkret: Man rekrutiert im freikirchlichen Milieu.

**Wenn du das ganze Konstrukt im Zusammenhang anschaust, dann lässt es wenig Spielraum für andere Ansichten zu. Es braucht auch keinen Spielraum. – Ivo Sasek**

Im thüringischen Bad Blankenburg liegt ein Fachwerkhaus mit eingeziegeltem Kreuz auf einem Berg. Claudia Müller steht mit rund 700 Menschen in einem holzgetäfelten Saal. Singt Lobpreisungen mit Verve.

Es ist eine Veranstaltung der Evangelischen Allianz Deutschland. Sie vereint evangelikale Christen aus verschiedenen Freikirchen und Gemeinschaften. Einmal im Jahr veranstaltet die Allianz eine große Zusammenkunft.

Doch für Claudia Müller ist es mehr als ein Glaubenstreffen. Sie sucht Gesprächspartner. Will warnen. Meldet sich in Vorträgen zu Wort. Etwa in diesem einen, bei dem es um das Vertrauen zur Presse geht. Sie kontert die rechte Polemik einiger Zuhörer mit derselben Eloquenz, die sie früher für Saseks Medienimperium nutzte. Experte Pöhlmann nennt ihr Tun eine „Liebeserklärung an die Demokratie“.

Am Mittag besucht sie eine christliche Messe, die im Zuge der Konferenz in der Bad Blankenburger Stadthalle stattfindet. Sie streift von Aussteller zu Aussteller, berichtet von ihren Erlebnissen mit der OCG.

Müllers Weg raus aus der Gruppe war lang. Auch davon erzählt sie den Ausstellern. Dass sie jahrelang tief im Inneren gezweifelt hat. Dass der Ausstieg erst gelang, als Ivo Sasek Hitler mit einem Apostel verglich. Dass es am Ende fast ein Jahr dauerte, bis sie wirklich den Absprung schaffte.

Und auch damit war sie nicht frei. Monatelang wollte man sie nicht gehen lassen. Seltsame Gestalten standen vor ihrer Wohnungstür, klingelten, warteten. Noch heute, glaubt sie, wird sie hin und wieder von Anhängern der OCG verfolgt.

Das eigene Denken, sagt sie, habe sie über Jahre in einem Kämmerchen im Hinterkopf eingesperrt. Alles andere war nur ein leerer, dunkler Raum. „Ich hätte dieses Kämmerchen zerstören müssen – habe ich aber nicht.“

Ihren Glauben aber hat sie nie verloren. Noch heute beschreibt sich Müller als tiefreligiös – doch sie will sich keiner Gemeinschaft verpflichten, wählt frei, wo sie betet.

Am Abend in Bad Blankenburg steht sie mit zum Himmel geöffneten Händen und geschlossenen Augen in der hölzernen Konferenzhalle. „Ein Leben für Gott“, singt sie. „Für ihn allein. Das soll mein Leben sein.“

**Wenn Adolf Hitler einer war, der gleich nach Jesus Christus kommt, was machst du dann? – Ivo Sasek**

Das Ende meiner Recherche führt mich ins bayrische Mertingen. Ich will den Ort sehen, in dem Claudia Müllers Radikalisierung begann. Die Gruppe besitzt hier so viele Häuser, dass ihr fast eine ganze Straße gehört. Als ich diese betrete, werde ich gefilmt – aus mehreren Fenstern. Details wie Aufkleber mit „Medienmüde?“ und „Kla.TV“ auf Autos oder kleine „Stopp 5G“-Zeichen auf Firmenschildern lassen die politische Haltung erahnen. Im ganzen Dorf wehen Deutschlandfahnen, überall stehen Jesusfiguren. Eine Symbiose von Glaube und Patriotismus.

Und an einer der Haustüren hängt er einfach da: ein kleiner, gelber Schmetterling aus Holz. Harmlos, fast kindlich.



JOANA RETTIG & ANJOU VARTMANN

tauchten tief ein in die Welt der OCG. Sie fuhren etwa nach Walzenhausen, ins Herz der Sekte – und lernten: Bittet, und euch wird gegeben. Anjou klingelte, fragte Lieb und wurde gleich eingelassen. Eine von Saseks Töchtern führte sie durchs Kla.TV-Studio, stellte sie ihren Kindern vor und sang ihr ein Lied.

# DER TRIP



Mit dieser Kutsche fing alles an. Zehn Jahre lang stand sie in der Garage, bis die Familie ihre Pflanzen zur Nachbarin brachte und losfuhr.

*Familie Schneiders  
gab ihr Zuhause auf  
und reist mit  
Pferdekutschen durch  
Europa, um ihr Glück  
zu suchen. Nach  
acht Jahren wissen  
sie immer noch nicht, wo  
es liegt. Sieht so  
Freiheit aus?*

TEXT Dune Korth  
FOTO Salome Ziermann



# A

acht Jahre Reise, 1.500 Kilometer Strecke und Hunderte Videos liegen hinter ihnen. Jetzt steckt die Karawane der Familie Schneiders im Schlamm. Drei Kutschen, neun Pferde, vier Menschen, die denken, sie hätten schon alles erlebt.

„Anhalten!“ Die Stimme von Sohn Julian schepert aus dem Funkgerät. Er sitzt auf dem Bock der Kutsche. Kurz bleibt sie stehen. Dann rutschen die Räder auf der rechten Seite noch tiefer in den Morast.

Die Region Masuren ist raues Gelände. Die Kiefern hier im Görlitzer Wald versteckten schon Hitlers Wolfsschanze, keine sechs Kilometer entfernt steht sie noch heute. Brennnesseln wachsen hüft-hoch. Mücken und Bremsen singen den Soundtrack zur Selbstverwirklichung. Hier ist er, der polnische Dschungel, feucht und zäh.

„Das ist eine der schrägsten Lagen der Reise“, sagt Daniel Schneiders, 45, der Vater. Er legt den Kopf so schief wie die Kutsche und kneift die Augen zusammen. Als müsse er ihre Perspektive einnehmen, um die Situation zu begreifen.

„Ein Tag, der immer in Erinnerung bleibt“, murmelt Barbara, 46, die Mutter. Regenjacke und Schlapphut verschlucken sie fast.

„Filmt jemand?“, fragt Tochter Sarah, 24. Über 100.000 Aufrufe wird das Video der Schlamm-schlacht auf TikTok wenige Tage später haben.

Jetzt regnet es auch noch. Und es dämmt. Viel Zeit bleibt Familie Schneiders nicht, ihr Zuhause aus dem Matsch zu ziehen.

Stell dir vor, du würdest einfach sagen: Ich mach nicht mehr mit. Keine nervigen Nachbarn, keine Montagmorgenmeetings. Aber auch: kein geregeltes Einkommen, kein fester Wohnsitz, kein Rückweg. Genau das hat Familie Schneiders vor acht Jahren getan.

Wenn man einen großen Traum hat, hilft es manchmal, erst mal etwas Kleines zu kaufen. Einen Anker für die Sehnsucht. Neue Laufschuhe für den Marathon oder ein Vokabelheft für die Fremdsprache. Bei Daniel Schneiders war es ein Kutschen-



Ein Dorf in Masuren. Jede kleine Steigung kann zur Hürde werden. Die zwei Kaltblüter schaffen die zwei Tonnen Gewicht nicht alleine, Tochter Sarah schiebt.



Bei Wind und Wetter auf dem Bock. Während der Fahrt kommuniziert Daniel Schneiders mit den anderen per Funkgerät.



gestell, das er in den Kleinanzeigen fand. Fast 20 Jahre ist das her. Er stellte das Ding in die Garage und verkündete der Familie: „Ich bau da ein Haus drauf, und dann fahren wir los.“

Seine Frau Barbara antwortete: „Du bist verrückt.“ Sie besaßen keine Pferde, wussten nicht, wie man mit ihnen umgeht. Barbara fuhr trotzdem mit in den Baumarkt. Und Jahre später suchte sie das zweite Pferd aus.

Wonach suchten die Schneiders? Raus aus dem „jeden Tag wissen, was kommt“, sagt Vater Daniel. Raus aus „Strukturen, die Kinder in Formen pressen“, raus aus „Besitz, der an einen Ort fesselt“.

Zehn Jahre nach dem Kauf des Kutschengestells verkauften sie ihr Haus im Hunsrück, brachten ihre Pflanzen zur Nachbarin und zogen los. Vier Klappbetten auf neun Quadratmetern, gezogen von Pferden, waren ihr erstes Zuhause. Aus einer Kutsche wurden später drei, aus sieben Pferden neun.

Sie bewegen sich langsam, ein paar Kilometer am Tag, immer gen Osten. Im Winter schlagen sie ein Lager auf. Gegen ihr Nomadenleben wirkt das Van-Life der Digitalboheme wie die Soap zum Blockbuster.

Am Anfang führten sie einen Blog, ein Tagebuch der „extrem außergewöhnlichen GrüneKut-

sche-Aussteigerfamilie“, wie sie sich selbst nennen. Erst kam die Lokalpresse, dann ProSieben Galileo. Und bald die Erkenntnis, dass Aufmerksamkeit im Internet zu Geld werden kann. Fast täglich lädt die Familie Videos auf Instagram, YouTube und TikTok hoch. Über hunderttausend Follower verfolgen ihr Leben in Echtzeit, es gibt Werbedeals, Spendenlinks, Geld für Views – zum Leben scheint es zu reichen.

Acht Jahre sind vergangen, seit die Schneiders loszogen, um frei zu sein, und noch immer wissen sie nicht, wohin. Der Vater will weiter, immer weiter, als wäre Stillstand eine Niederlage. Die Mutter sehnt sich nach einem Ort, an dem man die Pferde für immer abspannen kann. Die Tochter filmt ihr Leben und ringt um Autonomie. Der Sohn hält die Familie zusammen. Sie alle reden vom Ankommen, aber keiner weiß, was das heißen soll. Manchmal wirkt es, als sei das ihre größte Angst: dass der Traum endet, sobald er Wirklichkeit wird.

**W**er sich später durch die Instagram-Story klickt, sieht Sarah Schneiders, die Tochter, mit einem Traktor eine Schneise durch Brennnesseln und Unterholz fahren. Es könnte eine Szene in einer Survivalshow sein, ihre blonden Haare trägt sie im Pferdeschwanz, um den Hals eine Muschelkette. Ihre Beine und Shorts sind vom Matsch schon braun gesprenkelt.

Der Traktor ist immer dabei. Er soll helfen, wenn die Pferde an einem Hügel nicht weiterkommen. Sonst zieht die Tochter damit ihre eigene Kutsche. Zweimal musste sie auf dem Weg in den Wald heute schon aushelfen.

Ein Video weiter drehen die Räder durch, der Schlamm spritzt den Pferden vor die Brust. Ein drittes Mal klappt das mit der Starthilfe heute nicht. „Trotzdem toll gemacht“, hört man Daniel Schneiders im Hintergrund.

Früher führte die Familie ein Hotel, Vater Daniel arbeitete nebenher als Heilpraktiker. Sie wohnten erst in Berlin und später in einem kleinen Dorf im Hunsrück. Julian verbrachte seine Zeit gern vor der Xbox, Sarah im Ringsportverein. Morgens gingen sie mit Pausenbrot in die Schule. Abends rauften sie manchmal so laut, dass sich die Nachbarn beschwerten, erinnert sich Barbara Schneiders, die Mutter.

An einem Abend in den Sommerferien 2017 führen sie diesem Leben davon. Es regnete, sagt Barbara Schneiders. Julian war 14 Jahre alt, Sarah 16. Eigentlich schulpflichtig. „Wir haben das Gesetz gebrochen, aber es hat auch keiner nachgefragt“, sagt sie. „Für mich ist es wichtig, dass meine Kinder

**„Filmt jemand?“, fragt Tochter Sarah, 24. Über 100.000 Aufrufe wird das Video der Schlamm-schlacht auf TikTok wenige Tage später haben.**





Schlamm Schlacht auf einem Waldweg. Nach stundenlangem Kampf sind Pferd und Wagen endlich wieder befreit. „Do not give up“ prangt an der Rückseite der Kutsche.

lesen, schreiben und rechnen können. Ab dem Zeitpunkt können sie sich alles, was sie wollen, selber beibringen.“

Eine Gewissheit hatte die Kinder schon immer begleitet: Irgendwann geht es los. Zehn Jahre lang hatte der Vater am ersten Kutschengestell gewerkelt, versucht, auf den Metallrahmen etwas zu bauen, das zum Leben taugt. Eine Laube aus Holz war zu schwer. Dann baute er einen klassischen Planwagen. Doch ohne Wände vorn und hinten peitschten Wind und Regen ins Schlafzimmer. Einmal fuhren sie los und waren nach einer Woche wieder zu Hause. Auf dem Heimweg sei sie erleichtert gewesen, sagt Barbara Schneiders. Aber auch ein bisschen enttäuscht.

Die Mutter war anfangs skeptisch. Pferde machten ihr Angst, die Unsicherheit des neuen Lebens auch. Barbara und Daniel Schneiders vereinbarten: Ein Jahr sollte die Reise dauern. „Dann hat man ein Ende, wenn es schlimm wird“, sagt sie. So lange würden sie das Hotel nicht verkaufen, das Haus leer stehen lassen.

Man könne es mit einem Gefängnisarrest vergleichen, sagt Barbara. „Die ersten Wochen sind die schlimmsten. Dann gewöhnt man sich an alles.“ Nach einem halben Jahr habe sie auf den Stufen am Kutscheneingang gesessen, auf die Wiese vor sich geblickt, ein Buch im Schoß, und gedacht: Das ist jetzt normal.

**I**m polnischen Wald werden die Pferde unruhig, sie treten nach den Bremsen. Daniel und Julian Schneiders fangen an, sie in den Wald zu führen, je eins binden sie an einen Baum, Barbara Schneiders filmt. Dann verheddert eines der Jungpferde sein Vorderbein im Strick. Es bäumt sich auf, gerät in Panik. Noch ist es an der Kutsche angebunden. Julian hastet über den Matsch, zerteilt das Seil mit einem Taschenmesser. Das Pferd springt nach vorn. Vorn, da steht Julian. Er stolpert. Er schlittert, er rutscht. Schließlich landet er im Schlamm.

Das Pferd galoppiert zu den anderen in den Wald. Für einen kurzen Moment ist alles still. Dann fragt Barbara: „Ist alles okay?“ Julian nickt vorsichtig. Daniel sagt: „Super reagiert!“ Dann folgt das, was er noch oft an diesem Abend sagen wird: „Boah, mega!“

Es sind Situationen wie diese, die Leute im Internet kommentieren lassen: Das, was die Familie macht, ist fahrlässig.

Im ersten Jahr prangte an der Kutsche noch eine Tafel, jeden Morgen schrieben sie darauf, wie viel Tage sie schon unterwegs waren. Als dort die 365 stand, fragte die Reporterin einer Lokalzeitung,



Über 100.000 Follower hat Familie Schneiders bei TikTok. Barbara Schneiders filmt die Schlammschlacht.

## Die Reise soll erst enden, wenn sie einen Ort gefunden haben, der sich für alle vier „nach zu Hause anfühlt“. Bis dahin geht es immer weiter Richtung Osten.



Klappbetten statt Privatsphäre. Die Familie lebte zu viert auf neun Quadratmetern, bevor sie nach einem halben Jahr eine zweite Kutsche anschafften.

was nun passieren würde. Alle vier schauten sich an und entschieden: Hauptsache weiter. So jedenfalls erzählen sie die Geschichte.

Das Ziel der Reise änderte sich: Irgendwo und irgendwann wollen sie einen Ort finden, an dem sie langfristig bleiben. Sie alle haben klare Vorstellungen. Aber konkrete Details verraten? Auf keinen Fall. „Das geht nicht mit der Manifestation“, sagt Julian. Mit inneren Visionen hält es die Familie wie andere mit Wünschen im Rauch von Geburtstagskerzen: Wer zu viel erzählt, verhext sich die Zukunft.

Ein kleines bisschen erzählen sie dann doch. Von weitem Land, viel Platz. Einem kleinen Haus neben einem großen. Einem Tisch, groß genug für hundert Leute, in pudrigem Licht. Alle vier sagen, eigentlich gehe es vor allem um das Gefühl anzukommen. Wirklich zu Hause zu sein.

Sicher ist: Erst mal wollen sie weiter Richtung Osten. „Im Osten geht nun mal die Sonne auf“, sagt Barbara. „Und im Osten ist auch in der Bibel das Paradies“, ergänzt Sarah. Bei den Schneiders klingt der Osten wie ein Ziel.

**Z**urück im Wald: drei Kutschen, neun Pferde, vier Hunde, eine Ziege, vier Menschen. Eine gefährliche Schräglage. Ein zu schwacher Traktor. Ein Beinahe-Unfall.

Man könnte die Feuerwehr anrufen, den Förster, die Polizei. Aber Familie Schneiders verlässt sich nicht gern aufs System, wie sie es nennen. Sie verlassen sich lieber auf Menschen, die sie kennen.

In Masuren ist das Bogdan Milewski. Sarah Schneiders drückt auf ihrem Handy herum, schreibt eine Nachricht. „An Bogdan? Das musst du übernehmen“, sagt Daniel. Wird es auf der Reise brenzlig, entscheidet Daniel Schneiders, das Familienoberhaupt. Doch Daniel kann nicht mit jedem.

Er ist jemand, der sich schnell eine Meinung von anderen Menschen bildet, zu Passanten, Bekanntschaften, der Reporterin: Dich mag ich, du bist dominant, war dein Vater vielleicht sehr laut?, du bist verklemmt, du hast sehr viel Energie, du hast Probleme mit dem Älterwerden, hat deine Schwester dich vielleicht nicht zu ihrem Geburtstag eingeladen?, dich mag ich nicht.

Daniel sagt, schon als Kind sei er feinfühler gewesen als andere. Sein Vater habe ihn ein Sensibelchen genannt. Unfair fand er das. Über Bogdan Milewski sagt er: „Ich mag ihn. Aber wir sind nicht die beste Kombi. Zwei Alpha-Männer passen nicht zueinander.“

Milewski kommt trotzdem. Ein kleiner Mann mit breiter Brust und freundlichen Augen. Eine Stunde später steht er im Wald, samt Schwiegersohn und Landwirtschaftstraktor. Im Nachbardorf betreibt er



Pferde und Kutschen wirken wie ein Magnet. Oft kommen Dorfbewohner, um die Reisenden zu besuchen oder die Pferde zu streicheln.

eine Autowerkstatt. Als vor drei Tagen an einer der Kutschen eine Achse brach, schweißte er sie wieder heil. Unentgeltlich. „Ich helfe gern“, sagt er.

Bogdan Milewski erklärt Julian Schneiders, wie er gern vorgehen würde: Er möchte die Kutschen nach und nach rückwärts mit dem Traktor aus dem Wald ziehen. Auf den ersten Blick wirkt der Vorschlag harmlos. Doch er bricht mit einem Grundsatz der Familie. Als der Sohn dem Vater von dem Vorschlag berichtet, seufzt dieser. Seine Stirn bekommt tiefe Furchen: „Julek, du weißt: Vorwärts immer, rückwärts nimmer. Und: Die Kutschen sind delikat.“

Julian ist der Diplomat der Familie, sagt Daniel. Heute hat er in dieser Rolle viel zu tun. Er pendelt zwischen den beiden selbsternannten Alpha-Männern. „Da treffen zwei Ideologien aufeinander“, sagt Sarah. Am Ende lenkt Daniel ein. Nach fünf Stunden steht die Karawane wieder am Eingang des Waldes.

Im Dunkeln kommen sie bei der nächsten Wiese an. Sie gehört einem Bekannten von Milewski. Das Lagerfeuer brennt, in einer Pfanne stockt Eierschmeer, saarländischer Brotaufstrich.

**Der zweite Tag.** An diesem Morgen radelt Sarah zum See, im Gepäck ein Stück Seife und ihre Zahnbürste. Dann schmiert sie Rosenöl auf die Haut. „Vie-

le haben das Natürlich-Sein verlernt“, sagt sie. Wo andere Content-Creators die beste Schminkroutine bewerben, schwört sie in ihren Videos auf Rosmarinwasser (für das Haarwachstum) oder Kokosöl-Ziehen (statt Zahnpasta).

In der Schule, erzählt sie, habe sie oft Probleme gehabt. Sie sei häufig in Streit geraten, habe bestimmen wollen. Achtmal wechselte sie allein die Grundschule, als Teenager wurde es nicht viel leichter. „Wenn ich ganz normal weitergemacht hätte, wüsste ich nicht mal, ob ich heute noch leben würde. Zumindest nicht glücklich“, sagt sie.

Seit einem halben Jahr wohnt sie in ihrer eigenen Kutsche. Hier riecht es nach Zimt-Vanille-Duftöl, Folk-Pop dröhnt aus dem Handy-Lautsprecher. Ihr erstes eigenes Reich in acht Jahren Reise. Über ihrem Bett liegen in einem Regal Bücher, gerade liest sie einen Ratgeber über emotionale Intelligenz. Früher habe sie ein Buch pro Woche gelesen, erzählt sie. Jetzt nehme Social Media zu viel Zeit ein: „Die Prioritäten haben sich verschoben.“

Wenn Sarah spricht, lacht sie laut und viel. Und schaut geradeaus, egal ob in die Kamera oder zu einem Gegenüber. Ihre Videos skriptet sie nur selten. Wahrscheinlich ist sie gerade deswegen der Star der Social-Media-Kanäle. Sobald sie in den Videos auf-

taucht, häufen sich die Kommentare: „Sarah, du bist so schön“, „So authentisch, das ist selten“, „Ich habe das Gefühl, in ihr wohnt eine alte Seele.“

Der Vater hat die Familie eigentlich schon immer gefilmt. Auf einem alten YouTube-Kanal fährt Sarah im Grundschulalter auf einen Ringerwettbewerb, Kleinkind Julian sitzt neben einem Welpen. Daniel Schneiders meint, seine YouTube-Videos seien für die richtigen Fans, „Documentary Style“. Wer sich durch die Stunden an Material kämpft, sieht, wie er Fliegenpilztee an ein krankes Pferd verfüttert, seinen eigenen Urin trinkt und Menschen über Videocall heilt. Instagram und TikTok sei weichgewaschener „für die Teenies“. Und die Sarah-Fans. Alle Kanäle führen zu einem Spendenlink.

**V**or Sarahs Kutsche schiebt sich Daniel noch ein Stück getrockneten Fliegenpilz in den Mund. Ein schrumpeliger Hut mit psychoaktiver Wirkung. Dann drückt er auf „Posten“. In der Insta-Story erscheint eine KI-Illustration von Zelt und Pferd, darauf in blinkenden Buchstaben: Heute Abend Free-Pizza-Club.

Die Pizza-Party ist ihr Dankeschön. Für Bogdan Milewski, aber auch die anderen in der Region, die ihnen geholfen haben. Mit Stellplätzen, Hundefutter oder Notfallhilfe. Julian sagt, bestimmt über 7.000 Pizzen hätten sie in den letzten Jahren mit dem Gasofen gebacken. Um die 30 sollen es heute werden.

Es ist auch eine Möglichkeit, mit anderen ins Gespräch zu kommen. „Ich dachte, wenn man so durch die Gegend reist, lebt man außerhalb von der Gesellschaft“, sagt Barbara Schneiders, „aber dann hat sich bewiesen: Wir sind die Gesellschaft, die Leute kommen zu uns.“

Sie knetet den Teig, die anderen schnippeln Gemüse. Fährt ein Auto vorbei und wird langsamer, scheint Daniel auf der Bank ein paar Zentimeter zu wachsen. Einige lassen ein Fenster runter, filmen. Daniel winkt. Eine Frau ruft auf Deutsch: „Euch kenn ich doch von TikTok!“ Daniel sagt leise: „Das ist wie im Zirkus an so einem Platz an der Straße.“ Manchmal steigt jemand aus, will wissen, was der Aufzug am Waldrand soll. Haben die Autos ein deutsches Kennzeichen, raunt der Vater zum Sohn: „Denk daran, siezen!“

Julian sagt, er hasse es, im Mittelpunkt zu stehen, seinen Geburtstag würde er am liebsten aus dem Kalender streichen. Spricht er mit Fremden, werden seine Gesten erst nach ein paar Minuten weniger ausladend, das Lächeln echter.

Nach und nach kommen die Gäste für den Pizza-Club. Fast alle bringen Bier mit. Die erste Wodkaflasche ist schon halb leer, als das Auto von Bogdan Milewski an der Straße anhält. „Barbara,



Pizza als Dankeschön für alle Helfer. Sarah, Daniel und Julian bereiten das Abendessen vor.



**„Ich dachte, wenn man so durch die Gegend reist, lebt man außerhalb von der Gesellschaft, aber dann hat sich gezeigt: Wir sind die Gesellschaft, die Leute kommen zu uns.“**

Morgenwäsche im See.  
Auch Hund Rasputin  
scheint's zu gefallen. Bis  
zum Beginn des Ukraine-  
krieges hieß er noch Putin  
– „dann haben wir ihn  
umbenannt, nicht, dass  
die Leute ihn schlecht  
behandeln“, sagt Barbara  
Schneiders.





**Stell dir vor, du würdest  
einfach sagen: Ich mach  
nicht mehr mit. Keine  
nervigen Nachbarn, keine  
Montagmorgenmeetings.**



Heilung mit spiritueller Energie. Daniel Schneiders massiert seinen ersten Patienten. „Mein Ego verträgt ein, zwei Leute in der Woche“, sagt er.

Pizza!“, schallt Daniels Stimme über den Platz. Den lobenden Ton vom Vortag kann man kaum noch erahnen.

**Der dritte Tag.** An diesem Morgen müssen die Pferde getränkt werden. Das heißt: Acht Kaltblüter und ein Pony müssen zum Bach kommen, einen guten Kilometer von der Wiese entfernt.

„Ich reite Emma!“ Daniels Schneiders’ Stimme tönt aus der Kutsche. Die anderen blicken sich an. Emma, das ist Daniels Pferd, ein massiges Kaltblut mit riesigem Kopf. „Willst du Helm und Weste?“, fragt Sarah. Ihre Stimme ist leiser als sonst, vorsichtiger. Noch sei die Stute roh, noch nie habe sie einen Menschen auf ihrem Rücken getragen, erklärt sie. „Vielleicht.“ Daniel blickt zu Reporterin und Fotografin am Frühstückstisch, als wolle er die Wirkung der Aktion abschätzen. „Ach komm, nee, das geht so!“, sagt er.

Jetzt sitzt er auf Emma, auf der Koppel, ohne Helm, Sattel oder Zaumzeug. Sarah dreht noch schnell eine Story. Die anderen Pferde gehen los, Julian reitet voran. Doch Emma steht wie eine Statue. Daniel springt ab. „Das muss funktionieren!“ Er führt die Stute ein paar Meter. „Das ist mein Pferd!“ Seine Stimme trägt über die gesamte Wiese. „Das

kann nicht sein!“ Er steigt wieder auf. „Emma, lass mich nicht im Stich!“ Emmas Kopf verschwindet in den Gräsern. „Barbara, du musst Emma führen! Komm her!“

**S**päter am Tag breitet Daniel Schneiders im Schatten einer der Kutschen eine Iso-matte aus, darauf legt er ein Schaffell. Er war ja mal Heilpraktiker, jetzt bietet er spirituelle Massagen an, gegen Spende.

Ein Bekannter ist sein erster Patient. Der hagere Mann nimmt noch einen Zug aus der Bong, bevor er sich hinlegt. Daniel kniet über ihm, drückt die Hände auf den Rücken. „Ah, hier der Lungenpunkt, der Herzpunkt, ist das geil, mega, jetzt läuft die Energie.“ An seinem Hals baumelt ein Stein. Das sei ein Spezialkristall zum Heilen, ein Labradorit, sagt Daniel.

Eine halbe Stunde später ertönt ein Schrei. Nach der Massage setzt sich der Patient neben das Fell ins Gras, im Schoß wieder die Bong. Er schweigt. Ob er kaum spricht, weil die Massage etwas in ihm angestoßen hat oder weil er mittlerweile zu bekifft ist, ist schwer zu sagen. „Sein Körper sagt: ‚Mir geht’s nicht gut‘“, sagt Daniel und legt den Kopf schief, „aber mit dem Mund sagt er: ‚Mir geht’s sehr gut.““

„Ich zieh da so viel raus aus den Behandlungen“, sagt Daniel, „aber dann kommen auf einmal 25 Leute, und du kommst in so eine Messias-Position. Das ist zum Kotzen. Mein Ego verträgt ein, zwei Leute in der Woche.“

**M**anchmal trennt sich die Familie für eine Weile. Sarah und Julian waren in Skandinavien, Polarlichter jagen, und in Portugal, surfen lernen. Barbara brauchte vor zwei Jahren vier Wochen Auszeit. „Bis jetzt sind alle wiedergekommen“, sagt Daniel.

„Wenn eines der Kinder gehen würde, wäre das schwierig. Wir haben ja ein gemeinsames Ziel“, sagt die Mutter. Wenn sie ihren Ort gefunden haben, will sie irgendwann nach Jamaika, sich pinke Dreadlocks machen.

„Es gibt diese Tage, wo ich denke: Ich pack meinen Scheiß. Aber was ich erfahre, ist so wertvoll, dass ich unbedingt weitermachen möchte. Ich könnte auch nicht ohne Julian leben, er ist mein bester Freund“, sagt die Tochter. Sie denkt darüber nach, Sozialarbeiterin zu werden.

„Wenn ich hätte gehen wollen, wäre ich gegangen – und wie soll das überhaupt gehen mit meinem Hund, meinem Pferd?“, sagt der Sohn. Er will irgendwann jedes Land der Erde gesehen haben.

„Das ist auch ein Druckmittel: Dann nimm doch dein Pferd, deinen Hund, deine halbe Kutsche. Die Hunde sind ein Rudel, die Pferde eine Herde“, sagt der Vater, „uns halten Dinge zusammen, das können sich andere nicht vorstellen.“ Er möchte als Selbstversorger leben. Wirklich nicht mehr auf die Hilfe anderer angewiesen sein.

Weitere acht Jahre soll es nicht mehr dauern, bis sie den Ort gefunden haben, an dem sie langfristig bleiben. Da sind sie sich einig.

Abends brennt vor den Kutschen wieder das Feuer. Am nächsten Tag soll es weitergehen. Wohin? Zumindest nicht noch mal die gleiche Strecke durch den Wald. „Aber ich denk doch nicht darüber nach, wie in fünf Kilometern die Straße aussieht“, sagt Daniel. „Wer ankommen will, muss sich beherrschen.“



**SALOME ZIERMANN & DUNE KORTH** waren beide früher Pferdemädchen und finden: Ein Pferd macht eigentlich jede Recherche noch ein Stückchen besser. Auch wenn das bedeutet, noch Monate später Schlammspuren an den Schuhen zu entdecken.



Psychoaktiver Snack. Die Fliegenpilze hat die Familie selbst gesammelt und getrocknet.

**Sie reden vom Ankommen, aber keiner weiß, was das heißen soll. Manchmal wirkt es, als sei ihre größte Angst, dass der Traum endet.**



Hightech in der Wildnis. Julian Schneiders sucht mit einer Drohne nach Wasserstellen für die Pferde.

**DEZEMBER 2024:**

Assad wurde vertrieben, die Gefängnisse befreit. Im Chaos danach fand Matars Team Dutzende Negativstreifen auf dem Boden einer Geheimdienstanstalt, vermutlich mit Porträts von Häftlingen.

A close-up photograph of a person's hands holding a vertical strip of film. The film strip contains several frames, each showing a portrait of a person, likely a prisoner. The person's face is partially visible in the background, looking down at the film. The lighting is dramatic, with strong highlights on the hands and the film strip.

# DER ZEUGE

TEXT Katharina Osterhammer  
FOTO Lennart Holste

Einst floh Amer Matar vor seinen Folterern aus Syrien. Heute baut er Assad- und IS-Gefängnisse als 3D-Modelle nach. Warum tut er das? Und wie konserviert man Gewalt, die man selbst erlebt hat, ohne daran zu zerbrechen?

# 1



**EIN RELIKT DER DIKTATUR:**  
Das Tadmour-Gefängnis liegt in der syrischen Wüste. Um das kostbare Trinkwasser zu kühlen, wickelten die Gefangenen die Flasche in Stoff.



**DAS TEMPEL-  
HOFER FELD** in  
Berlin: Manchmal  
setzt Matar sich  
auf den Rasen und  
arbeitet von dort.

Im Flur steht ein vermummter Mann, er schwingt einen Schlagstock. Nur noch wenige Zentimeter fehlen, bis er den Kopf eines Häftlings trifft. Der läuft gebückt in einer Reihe mit anderen Gefangenen die Treppe hinunter, barfuß, die Hände gefesselt, die Augen verbunden. Ein zweiter Wächter treibt sie durch Hiebe zwischen die Schulterblätter mit seinem Gewehrlauf an.

Es ist eine Alltagsszene während der Herrschaft des sogenannten Islamischen Staates von 2014 bis 2019 in Irak und Syrien – hier ist es zum Glück nur eine Animation, nachgestellt aus Erinnerungen und Interviews, aus Dokumenten, die die Terroristen bei ihrer Flucht liegen ließen, wie weggeworfene Munition.

Ein Klick: Die Animation verwandelt sich in ein 360-Grad-Foto aus der Zeit kurz nach der Terrorherrschaft. Der Flur ist gesäumt von Geröll, sein Ende ist in der Dunkelheit kaum zu erkennen.

Von der Decke hängen Kabel. Die Wände sind beschmiert, teils kaum erkennbar, teils mit markanter Handschrift.

Ein weiterer Klick: Vogelperspektive. Ein kahles 3D-Modell des Gebäudes eingebettet in einen Stadtplan. Zoom: Das Dach verschwindet, der Grundriss erscheint, die Räume erhalten Schriftzüge: Isolationszelle. Verhörraum. Hinrichtungskammer.

Amer Matar klappt sanft seinen Laptop zu, die vermummten Männer und die Todeszellen verschwinden. Sie sind verbannt auf eine Website, das digitale Prisons Museum. Dort können Besucher per Mausclick durch Gefängnisse wandern und nacherleben, was hinter den Mauern geschah.

Manche der Gebäude in Irak und Syrien verfallen inzwischen, hier aber sind sie konserviert. Mehr als 100 IS-Gefängnisse haben Matar und sein Team als 3D-Modelle nachgebaut und per

Rundum-Aufnahmen festgehalten. Seit dem Regierungssturz im vergangenen Jahr haben sie außerdem mehr als 70 Assad-Gefängnisse fotografiert – die Arbeit an den digitalen Modellen werde noch Jahre dauern, sagt er. Mehr als 70.000 IS-Dokumente haben sie analysiert, verifiziert, archiviert. Zigfach mehr aus der Assad-Zeit. Hunderte Stunden Zeitzeugeninterviews haben sie geführt. In der virtuellen Welt verschmelzen all diese Bruchstücke zu Tafeln, Videos, Animationen und erklären, wie ein System aus Folter und Tod funktionierte.

Amer Matars Berufsalltag wirkt auf den ersten Blick ziemlich normal. Gegen 10 Uhr trudelt er im Büro ein, hängt seine Regenjacke an der Garderobe auf, vielleicht kocht er sich einen Kamillentee.

Auf den zweiten Blick ist Amer Matars Berufsalltag aber vor allem eines nicht: normal. Die Meetings mit den UN-Funktionären. Nachrichten an Kollegen in Syrien, Irak und Kanada, deren Identität teils geheim ist. Auch auf der Website finden sich ihre Namen nicht, es wäre zu gefährlich, auch für ihre Familien. Wo in Berlin ihr Büro liegt: geheim, auch das.

Von wem wann welche Gefahr ausgeht, weiß man nie genau, irgendeine gibt es aber immer. Mal könnte der IS, mal al-Qaida, das alte Assad-Regime oder die neue syrische Regierung etwas gegen ihre Arbeit haben. Denn sie alle haben gefoltert oder getötet und wollen nicht, dass ihre Verbrechen öffentlich gemacht werden.

Amer Matar und seine Mitstreiter tun aber genau das: die Folter, die Gewalt, die Kerker sichtbar machen. Bewahren, was geschehen ist. Erklären, wie gelitten und gemordet wurde. Eine stumme Anklage – im digitalen Raum.

Das Prisons Museum ist vor allem jenen gewidmet, die nichts davon wissen: bis zu 300.000 Menschen, die laut aktuellen Angaben syrischer Behörden während der 50-jährigen Assad-Herrschaft spurlos verschwanden.

Matar ist 38 Jahre alt. Er ist Journalist und Direktor des digitalen Museums, 70 feste Mitglieder hat sein Team. Viele von ihnen Syrer, die einst aus ihrem Land fliehen mussten und oft selbst ihre Haft in den Gefängnissen nur knapp überlebten.

Wie bewahrt man die Erinnerung an das Grauen, das man selbst erlebt hat, ohne daran zu zerbrechen? Und

**MATAR BERÜHRT** Beweismittel wie diesen Schlagstock oft nur mit Handschuhen. „Wer weiß, wie viele Menschen damit getötet wurden?“

12

# IS, AL-QAIDA, DIE NEUE ODER DIE ALTE SYRISCHE REGIERUNG: VON IRGENDWEM GEHT IMMER GEFAHR AUS.

wieso tut man das, wenn man einst vor der Folter geflohen ist?

Gefördert wurde Matar von der Heinrich-Böll-Stiftung. BBC, New York Times und FAZ berichteten über ihn. Was er erzählt, findet sich auch in alten Facebook-Posts, in den Erinnerungen von Freunden, Kollegen und Haftakten wieder. Doch das Fundament dieser Geschichte sind vor allem seine eigenen Worte.

Matars Engagement ist außergewöhnlich. Seine Geschichte aber ist kein Einzelfall. In Syrien schwemmte der sogenannte Arabische Frühling ihn und seine Kommilitonen auf die Straße. Mit seinem kleinen Bruder Mohammed Nour filmte er, wie die Revolution in einen Bürgerkrieg kippte. Matar tat, was Journalisten tun – er hielt die Realität auf Video fest. 2011 wurde er dafür als einer von Zehntausenden verhaftet.

Es war nicht seine erste Haft. „Wie wird hier gefoltert? Womit kann ich rechnen?“, fragte er seine Mitgefangenen, als er in einer Zelle des Geheimdienstgefängnisses Branch 215 aufwachte. Es zählte zu den brutalsten des Assad-Regimes, täglich fanden hier Massenhinrichtungen statt.

Was ihn an den 60 Tagen schließlich erwartet habe, will er nicht aussprechen. „Es war einfach... schlimme Folter“, er bricht ab, lächelt entschuldigend. Nie-

mand wisse vorher, ob er die Haft überleben würde, sagt er noch. Währenddessen befindet man sich irgendwo zwischen Leben und Tod.

Bis heute sei es, als hätte jedes einzelne Körperteil eine eigene Erinnerung an die Zeit gespeichert, sagt Matar. An den Geruch aus Blut, Wunden, manche Menschen würden sich bei der Folter einnässen. Eine winzige Zelle ohne Tageslicht voller Männer, die monatelang nicht duschen oder ihre Kleidung wechseln durften. An die Schlafmaske, die Matar auf dem Weg zur Folterkammer immer habe überziehen müssen. „Damit haben sie uns unsere Sinne genommen“, sagt er. Oft habe an der Stelle, an der der Nasenrücken auf der Maske aufliegt, noch feuchtes Blut von dem Häftling geklebt, der vorher dran war. Die Hände hinterm Rücken gefesselt, das Gesicht zur Wand gedreht, Schläge auf den Hinterkopf.

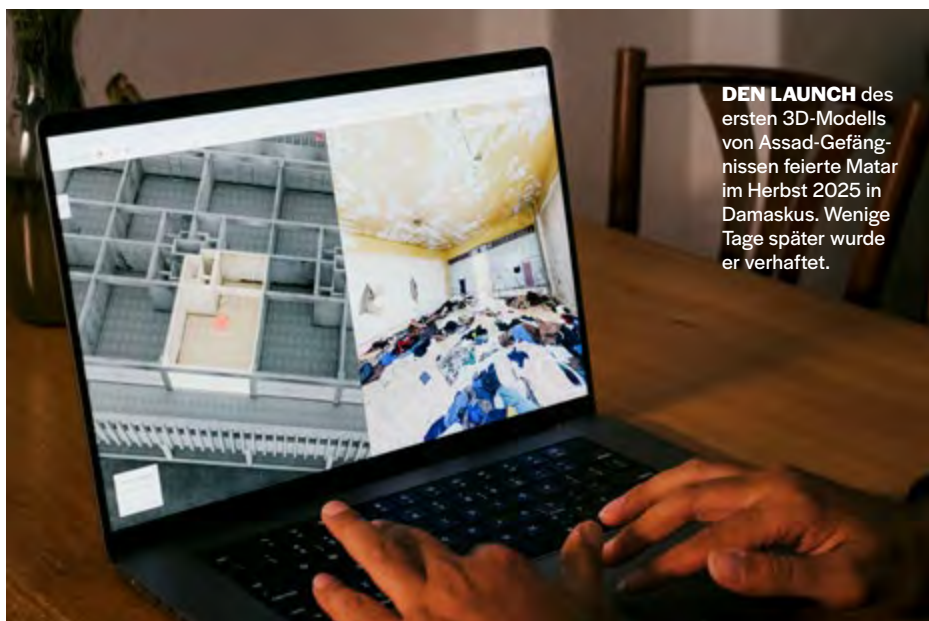
In Berlin schlendert Matar im Abendrot über das Tempelhofer Feld, oft mit gefalteten Händen hinter dem Rücken, als würde er sich selbst Halt geben. Der Ort tue ihm gut, und Berlin, das sei jetzt sein Zuhause.

Als am 8. Dezember 2024 der Diktator Bashar al-Assad gestürzt wurde, schwappte die ungläubige Vorfreude auf ein freies Syrien bis hierher. Erzählt Matar davon, ist er so euphorisch, als wäre es erst gestern gewesen. Er lacht sein Lachen, eine gurgelnde Welle, die irgendwann eine Oktave höher rollt, wie ein kraftvoll anlaufender Motor eines kleinen, alten Traktors. Ein Lachen, das Fröhlichkeit diktiert.

Jahrzehntelang schien die Macht der Assad-Familie zementiert zu sein, nun bröckelte sie mit jeder Stadt, die an die Oppositionsmilizen um Hayat Tahrir al-Sham (HTS) fiel. Nach mehr als 50 Jahren Diktatur atmete Syrien auf.

Für Matar folgten Monate ohne Verschnaufpause. Er vergrößerte von Berlin aus sein Team, ließ seine Leute mit den 360-Grad-Kameras in Dutzende Regimegefängnisse ausströmen. Er habe gewusst: Würden sie sich jetzt nicht beeilen, würden Zeit und Plündereien die Spuren der Verbrechen für immer vernichten.

Manchmal wird Matar heute von Anwälten angerufen, sie bitten ihn um





**AMER MATAR** telefoniert mit einem Freund. Schon wieder gibt es schlechte Nachrichten aus der Drusenregion Sweida.

Unterstützung in Prozessen gegen Folterer. Die 3D-Modelle der Gefängnisse helfen vor Gericht, sich die Orte vorzustellen und den Tathergang nachzuvollziehen. Die Haftberichte aber, die Fotos, die Zeitzeugeninterviews: Sie können Beweise sein, die zu Verurteilungen führen. Der Versuch individueller Gerechtigkeit.

Matar bleibt auf dem Rollfeld des Tempelhofer Felds stehen und streckt sein Gesicht dem Sonnenuntergang entgegen. „Die Farben sind so schön.“

Doch selbst hier, Tausende Kilometer von Syrien entfernt, holt ihn das Schicksal des Landes immer wieder ein. Seit Tagen staut sich eine Wut in ihm, die sich bis zu Bauchschmerzen aufgetürmt hat. Sie richtet sich gegen die neue syrische Regierung um den ehemaligen HTS-Führer Ahmed al-Sharää. Zu dieser Zeit, Mitte Juli, eskalieren Auseinandersetzungen in Sweida, es gibt Hunderte Tote und Verletzte. Und die Regierungstruppen: mittendrin, überfordert, parteiisch, wie ihnen vorgeworfen wird.

„Manchmal denke ich, es gibt wirklich keine Hoffnung für dieses Land.“

Matar versucht, die Vergangenheit eines Landes aufzuräumen, während von der Seitenlinie bereits neuer Schutt anfällt.

Er wendet sich wieder dem Sonnenuntergang auf dem Tempelhofer Feld zu. Eine Frau fährt von lautem Techno begleitet auf Inlineskates an ihm vorbei. „Lass uns nicht über Syrien sprechen.“

Matar hat sich schon immer mit dem befasst, was anderen schwerfiel. Für seine Mitschüler schrieb er Liebesbriefe an ihre Angebeteten, mit 15 erste Artikel. Statt zum Unterricht zu gehen, streunte er durch seine Heimatstadt Raqqa, auf der Suche nach Ungerechtigkeiten, über die er berichten könnte.

Bei einem Familienausflug nach Aleppo blieb der damals 14-Jährige vor einem Buchladen stehen. „Such dir was aus“, soll sein Vater gesagt haben. Matar wählte einen Gefangenen-Roman des jordanischen Schriftstellers Abdul Rahman Munif. Sein Vater lachte. „Wenn du unbedingt so was Schwermütiges lesen willst – nimm es ruhig mit.“

Später zog Matar nach Damaskus, um Journalismus zu studieren. Doch je weiter sein Studium voranschritt, desto mehr erstickte das syrische Regime die Pressefreiheit. Also fing er an, für liberale Medien im Ausland zu schreiben.



**EIGENTLICH WOLLTE MATAR** sich auf den Kanaren erholen. Als die Regierung stürzte, sagte er den Urlaub ab und entsandte stattdessen Kamerateams in Gefängnisse. In seinem Berliner Alltag kommt er beim Schwimmen zur Ruhe.

Immer häufiger saßen Geheimdienstmitarbeiter am Küchentisch seiner Eltern. Erst einmal pro Monat, dann wöchentlich, immer montags.

„Wo ist Amer?“, fragten sie.

„Worüber schreibt er gerade?“

Bei seiner ersten Vorladung musste er dem Geheimdienst versprechen, mit dem Schreiben aufzuhören, sonst würden sie ihm die Haut abziehen. Matar antwortete: „Inshallah, so Gott will“, verließ das Gefängnis und verfasste den nächsten Artikel. So erinnert er sich.

Er schrieb, wurde verhaftet, einmal, zweimal, er sträubte sich, Syrien zu seiner Sicherheit zu verlassen. Doch die Lage wurde zu brisant. Wenige Monate nach seiner letzten Haft floh Matar 2012 über Jordanien nach Deutschland. Der Schriftstellerverband PEN hatte ihm ein Stipendium für Exil-Autoren angeboten. Wenig später erfuhr er, dass sein Vater verhaftet worden war – und wieder freikam.

„Haben sie dich geschlagen?“, fragte Matar ihn am Telefon.

– „Nein“, habe der Vater geantwortet.

„Haben sie dich wegen mir verhaftet?“

– „Ja.“

„Bist du wütend auf mich?“

– „Nein, mein Herz. Wir werden alles für dich tun.“

Matar sagt, hätte das Regime seinen Vater nicht freigelassen, wäre er zurückgekommen und hätte sich selbst ausgeliefert. Seine Mutter aber habe ihn angerufen und gesagt:

„Tu das nicht. Wenn sie dich haben, töten sie dich sofort. Wir würden unser Leben für dich geben. Du kämpfst für unser aller Freiheit.“

So blieb Matar in Deutschland. Sein sieben Jahre jüngerer Bruder, Mohammed Nour, filmte in Syrien unerbittlich weiter, bis er von einem Dreh im August 2013 nicht mehr zurückkehrte. Jemand fand seine Kamera, mehr weiß die Familie bis heute nicht. Vermutlich verschleppte ihn der IS.

Seit zwölf Jahren liegt über dem Monat zwischen Mohammed Nours Geburtstag und seinem Verschwinden ein Schatten. Dann ist Matars Alltag bis heute wie von einer bleiernen Decke beschwert.

Seitdem hat er für sein Leben eine eigene Zeitrechnung: „vor Mohammed Nour“ und „nach Mohammed Nour“.

## GEHT ERINNERUNGS- ARBEIT IN SYRIEN NUR, INDEM MAN SICH SELBST STRAFBAR MACHT?

„Nach Mohammed Nour“ kehrte er immer wieder aus dem Exil nach Syrien zurück, um nach seinem Bruder zu suchen. Er befragte IS-Wächter, Gefangene, Passanten, immer einen Stapel Fotos von Mohammed Nour in der Hand. Er durchforstete Gefängnisse um Gefängnisse auf Hinweise nach seinem kleinen Bruder, vielleicht 60, vielleicht 80, so genau weiß Matar das nicht mehr.

2019 wurde der IS offiziell endgültig geschlagen, seine Gefängnisse befreit – Mohammed Nour aber blieb verschwunden. Doch Matar bemerkte: Ab dem Moment der Verwaisung begannen sich die Gefängnisse zu verändern. Und er wusste: Diese Orte und ihre Spuren mussten jetzt gesichert werden. Die einzige Technik, die das sinnvoll erlaubte, war die 360-Grad-Fotografie. Mit Kollegen scannte er alles – jeden in die Wände eingeritzten Namen, jeden Blutfleck, jede Eisenstange, die als Folterpranger diente.

Aus der Masse dieser Details ließ sich ein System der Folter rekonstruieren; aus den Fragmenten destillierte sich die Chronik Tausender Leben.

All das tat Matar für die anderen Familien der bis zu 300.000 Verschwundenen, die nicht selbst zu den Gefängnissen reisen und nach ihren Verwandten suchen konnten.

– „Meine Familie würde alles dafür tun, um zu wissen, wann und wie Mohammed Nour umgebracht wurde und wer dafür verantwortlich ist. Oder ob er noch lebt.“ Keine Informationen über das Schicksal einer geliebten Person zu haben, sei auch eine Art von Folter, sagt Matar.

Und Fakten können Seelenheiler sein.

Ein Teams-Meeting. Matar sitzt vor seinem Laptop im Berliner Büro, auf seinem Bildschirm tauchen sieben Kacheln von Kollegen auf, verstreut in aller Welt. Eine Investigativjournalistin, eine Architektin für die 3D-Modelle, ein IT-Experte.

Sie bauen eine Datenbank, gefüttert mit Haftberichten unter Assad, Zeitzeugen-Interviews, forensischen Untersuchungen – alles läuft hier zusammen. Die Plattform soll al-Jawab – die Antwort – heißen, spätestens Anfang 2026 online gehen und im Laufe der Jahre immer weiter wachsen. Wer Verwandtschaft nachweist, kann eine Anfrage zu einer vermissten Person stellen. Welcher Ort? Welche Zelle? Wann gesehen? Woran gestorben? Jede kleinste Info kann Leid lindern.

Am Nachmittag noch ein Meeting. Seit Kurzem ist das Museum in Besitz einer Namensliste: mehr als 12.000 Menschen, ermordet in Assads Gefängnissen. Und jetzt?

Die Veröffentlichung wäre eine große Geste der Aufklärung – und zugleich eine Provokation. Klar: Die Täter des Assad-Regimes würden es als Kampferklärung verstehen, ihre Verbrechen in Listenform veröffentlicht zu sehen. Aber auch wegen der neuen syrischen Regierung müssen Matar und sein Team behutsam vorgehen. Seit ihrer Machtübernahme steht die Regierung unter Druck: Die Zivilgesellschaft und internationale Organisationen wie Amnesty International fordern von der Regierung eine ernsthafte Aufarbeitung der Vergangenheit und der Schicksale der Verschwun-

**EINE SOLCHE MASKE** trug Matar während der Folter in Branch 215. Und auf dem Weg zum Besuchsraum des Gefängnisses – wo ihn ein einziges Mal seine Eltern in die Arme schließen durften.



131



**2010 GRÜNDETE MATAR** die Medienorganisation al-share' – die Straße. Er und seine jungen Kollegen dokumentierten die Revolution, die auf Syriens Straßen begann.



**DAS SEDNAYA-GEFÄNGNIS** wurde auch „Schlachthaus für Menschen“ genannt. Zehntausende soll das Assad-Regime hier ermordet haben.

denen. Mit der Liste würde das Prisons Museum den Bürgern Antworten geben, die sie eigentlich vom Staat erhalten sollten.

Gleichzeitig könnte die Regierung selbst Interesse an den Namen der Getöteten haben. Denn jeder ausgestellte Totenschein bedeutet eine rastlose Familie weniger.

„Wie erfahren die Familien davon, dass es uns gibt? Und davon, dass wir die Daten haben?“, fragt jemand im Meeting.

„Wir können die Liste nicht einfach unverschlüsselt online stellen, das ist respektlos“, sagt Matar.

„Wir sind nicht WikiLeaks“, unterstreicht eine Kollegin. Man müsse die rohen Daten erklären, die Umstände erläutern, unter denen die Menschen gestorben seien. Sonst werde das Museum seinem Auftrag nicht gerecht.

Matar vergräbt die Hände im Gesicht. Manchmal träumt er davon, dass ihn Menschen nach ihren Verwandten fragen. Noch nie habe er eine schwierigere Aufgabe vor sich gehabt, sagt er.

„Wie erklärt man Tausenden Familien, dass ihre Angehörigen tot sind?“

Kreuzberg, das Liquidrom, ein futuristisches Schwimmbad, mehr Therme als Sporthalle. Überall herrscht gedimmtes Licht, unter Wasser läuft Musik. Schwimmen und Tanzen. Das gibt Matar Kraft. Dann vergisst er kurz seine Arbeit und kommt zur Ruhe.

„Im Wasser heilt meine Seele“, sagt er.

Im Außenbecken legt er seinen Kopf in den Nacken und schließt die Augen. Die zwei Wellen auf seiner Stirn glätten sich, die Falte, die senkrecht auf seine linke Augenbraue trifft, bleibt.

Danach erzählt er, dass in solchen Momenten manchmal Raqqa vor seinem inneren Auge auftaucht. Der Ort seiner friedlichen Kindheit. Sommer um Sommer habe er im Euphrat gebadet, der träge an der Stadt vorbeifließt.

Der Großteil Raqqas, die Schauplätze seiner Kindertage, wurde 2017 infolge des syrischen Bürgerkriegs zerstört. Die Stadt galt als Kommandozentrale des IS. Seitdem gäbe es für Matar keinen Ort mehr, an den er zurückkehren könne. „Das ist schlimmer als Exil.“ Und dann sitzt er in einem Pool in Berlin und hat Heimweh.

Bevor Matar anderen Menschen Fotos von toten Gefangenen zeigt, fragt er dreimal nach, ob man sich sicher sei, das

sehen zu wollen. Ob man nicht lieber bis zum nächsten Morgen warten wolle, um nicht schlecht zu schlafen.

Und dann zeigt er sie doch: die Bilder aus dem Caesar File, der Sammlung Zehntausender Fotos von fast 7.000 Leichen, von ausgemergelten, verdrehten und geschundenen Körpern, aufgenommen in Branch 215, wo auch er selbst gefangen gehalten wurde, veröffentlicht von einem desertierten Militärpolizisten. Drei Bilder zeigt Matar, dann schließt er die Seite.

„Ich glaube, das reicht.“

Die Folter, mit der Matar sich täglich beschäftigt – sie ist für ihn nicht abstrakt, er hat sie selbst erlebt. Nach all den Jahren könnte er abstumpfen, könnte den Blick für die Einzelschicksale hinter der Statistik verlieren, könnte verbittern.

Doch obwohl er hauptberuflich menschliche Abgründe besichtigt, ist er am Ende des Tages: sanft. Sein Blick bleibt weich, seine Stimme ruhig. Seine Hände sind nie geballt. Seine Kleidung immer aus fließendem Stoff, meistens ein Leinen-Gemisch, gedeckte Farben. Es ist praktisch unmöglich, sich Matar rasend vorzustellen.

Seine Kollegin sagt, ein Wutanfall sieht bei ihm folgendermaßen aus: Er steht vom Stuhl auf, geht einmal durch den Sitzungsraum, vielleicht noch mal um den Tisch. Dann setzt er sich wieder.

Und die Kollegin sagt auch: Wer so sehr seine Mission gefunden habe, gehe ökonomisch mit seinen Gefühlen um. „Dann ist die Überzeugung der Kompass. So ist Amer.“

Als das Assad-Regime im Dezember 2024 gestürzt wurde, gingen Bilder um die Welt, in denen die Gefängnisböden übersät waren mit Unterlagen, in denen Angehörige verzweifelt nach Hinweisen auf Verschwundene wühlten.

Matar und sein Team sicherten die Dokumente, fotografierten unzählige ab. Allgegenwärtig die Gefahr, dass Helfer des alten Regimes die Folterarchive vernichten würden, während die neue Regierung so beschäftigt mit der nächsten Zukunft war, dass für die Vergangenheit kaum Zeit blieb.

Ehemalige Regierungsdokumente zu speichern – ist das nicht verboten? Oder war es die Rettung historischer Unterlagen? Geht Erinnerungsarbeit nur, indem man sich selbst strafbar macht?

Eine Menschenrechtsanwältin sagt, was Matars Team getan hat, sei kein Vergehen. Gegen welches Gesetz und welche Verfassung soll es verstoßen haben

in einer rechtsfreien Zeit – die eine Regierung geflohen, die andere noch nicht installiert?

Inzwischen hat Syriens Präsident Ahmed al-Sharaa zugesichert, die zwei berüchtigtsten Gefängnisse, Sednaya und Far'Falastin, zu Gedenkorten umzuwidmen – anstatt dort, wie in den anderen Haftanstalten, weiter Menschen einzusperren. Zusätzlich hat die Regierung eine „Kommission zur Vergangenheitsarbeit“ einberufen und eine zweite für die „Vermissten und gewaltsam Verschwundenen“.

Einem UN-Mechanismus, der auf die Verfolgung von Kriegsverbrechen spezialisiert ist, soll al-Sharaa allerdings bis heute verwehren, sich ein Büro im Land einzurichten. Würde das UN-Team seine Arbeit machen, würden vermutlich nicht nur dem Assad-Regime, sondern auch zahlreichen anderen Gruppen, die am Bürgerkrieg beteiligt waren, Verbrechen angelastet werden – und damit auch der islamistischen HTS-Miliz um al-Sharaa selbst.

Matar sagt, er kann eigentlich immer und überall schlafen, sogar in den Gefängniszellen. Letzte Nacht jedoch sei er alle 30 Minuten aufgewacht, um Nachrichten aus Sweida zu checken. Der Vater eines Freundes: getötet, der einer Kollegin: vermisst. „Ich hatte gehofft, wir müssen das nie wieder tun – nach Angriffen Überlebende suchen.“ Matar sagt, er sei enttäuscht und wütend und einfach nur noch müde. Er scrollt durch seinen Newsfeed.

„Fuck Syria. Ich hasse dieses Land, und ich liebe es.“ Dann muss er los, zum nächsten Meeting.

Matar selbst war Zeuge im weltweit ersten Prozess zu syrischer Staatsfolter und Verbrechen gegen die Menschlichkeit im April 2021 in Koblenz. Auf der Anklagebank: Anwar Raslan, Oberst des syrischen Geheimdienstes. Zehn Jahre zuvor hatte er Matar nach dessen erster Verhaftung im al-Khatib-Gefängnis gefoltert, er ist sein Peiniger.

Raslan wurde zu lebenslanger Haft verurteilt. Doch ein solcher Prozess ist nach wie vor die Ausnahme. Deswegen sagt Matar noch Jahre später: „Es gibt keine Gerechtigkeit.“ Das Einzige, woran er glaube, sei Freundlichkeit.

# MATAR WAR 2021 ZEUGE IM ERSTEN PROZESS ZU SYRISCHER STAATS- FOLTER. AUF DER ANKLAGE- BANK: SEIN PEINIGER.



KATHARINA OSTERHAMMER  
& LENNART HOLSTE

Libanesische Balladen zum Frühstück und Shisha am Nachmittag: Katharina Osterhammer und Lennart Holste reisten nach Berlin und waren plötzlich mittendrin in der arabischen Welt. Zum Interview bekamen sie von ihrem Protagonisten eines der besten Baklava ihres Lebens serviert.



**INFLUENCER  
BOADU UND  
IMKER KRÜGER**  
im Gym. Seit sie  
sich kennen, wächst  
Krügers Bizeps –  
und sein Umsatz.

# HONIG AUWIEF TESTO

*Als ein Allgäuer Imker auf einen tätowierten Ex-Footballer trifft, wird er Teil einer Bro-Kultur, die „Gottes Nahrung“ predigt und stramme Männlichkeit zum Ideal erhebt. Nach und nach wird sein Honig in der Pumperszene zum Zeichen eines zwiespältigen Zeitgeists.*



TEXT Jonas Lüth FOTO Adam Beyer



**DER IMKER ZEIGT**  
dem Influencer seine Waben. „Rainer hat mir sehr viel beigebracht, und dafür gebe ich ihm Fitness, Gesundheit und Reichweite“, sagt Boadu.

# A

nschnallen, festhalten. Es geht vom Allgäu in die Metropole. Von der Alm auf die große Bühne. Imkermeister Rainer Krüger dreht den Zündschlüssel. Sein verbeulter Fiat-Kastenwagen steuert auf Köln zu, auf die größte Muskelmesse der Welt.

Durch die zehn Messehallen der Fitness und Bodybuilding 2024, kurz FIBO, drängeln sich Frauen in Sport-BHs und Männer in Muskelshirts. Mittendrin steht Imker Rainer Krüger an seinem Stand. Mit seiner Schiebermütze, in seinem Holzfällerhemd, fällt er genauso auf wie sein Produkt: Honig für Pumper.

Ein Mann ist besonders an Krügers Produkten interessiert. Aaron Boadu, ein tätowierter Hüne mit muslimischer Gebetsmütze auf dem Kopf.

Boadu ist Fitness-Influencer. Wo er ist, läuft meist eine Kamera. Sie fängt auch das erste Treffen mit Rainer Krüger ein. Das Video ist auf Boadus YouTube-Kanal zu sehen:

„Ich habe zehn Hallen nach sauberer Nahrung abgesehen“, ruft Boadu ins Mikro, um das Treiben auf der Messe zu übertönen. Dann kommt der Mann mit Schiebermütze ins Bild, rühmt seine Bienenprodukte und rügt die Eiweißshakes, die in der Fitnessszene konsumiert werden. Boadu raunt zustimmend, nennt ihn erst „Herr Krüger“, dann „Rainer“. Ein Händedruck, Schnitt. Der Beginn von etwas Großem?

Drei Tage nach der Messe, am 17. April 2024, sehen Deutschlands junge Pumper zum ersten Mal den alten Krüger und sein Bienenprodukt „Hercules Sport“ auf ihrem Bildschirm.

Krügers Strategen sehen sie nicht.

Elias Bauer ist blass, still, smart und ein Marketingprofi. Am Vortag hat er den Messestand allein aufgebaut, weil der Imker noch irgendwo unterwegs war. Da lief ihm Aaron Boadu in die Arme. Elias Bauer erkannte sofort das Potenzial.

Kurz nach der FIBO treffen sich Bauer, Krüger und Boadu in der Imkerei im Allgäu. Ein Podcast und erste Reels entstehen. Kurz darauf explodieren die Bestellungen. „Ich will größer als Gottschalk werden“, soll Imker Krüger da zum Influencer gesagt haben, mit Honig statt Haribo.

**E**in gutes Jahr später laufen im Allgäu bis zu 3.000 Gläser Honig täglich vom Band. Die Imkerei hat gerade die vierte Abfüllstraße angeschafft. Ein Gottschalk ist Imker Krüger noch nicht, doch schon posten Sportgrößen wie Fußball-Weltmeister André Schürrle den Honig in ihren Storys.

Das ist die Geschichte von drei Männern. Rainer Krüger, der urige Honigmann. Aaron Boadu, der umstrittene Fitness-Influencer. Elias Bauer, der Mastermind hinter dem Honig-Boom.

Honiggläser, Reels, Businesspläne. Krüger lieferte die Ware, Boadu die passende Diät, Bauer den Plan. Im Laufe eines Jahres wurde aus dem Geschäft eine enge Freundschaft.

Doch schnell mischte sich eine zweite Substanz in die Reels. Durch den naturbelassenen Honig schimmerte plötzlich Gesinnung.

Denn auf Social Media kippt die Sehnsucht nach Reinheit ins Reaktionäre, in einen Strudel aus Öko-Spiritualität, Traditionalismus und Heimatstolz. Krügers Bienen summen in der Allgäuer Idylle, doch ihre Produkte landen im Feed einer Szene, in der stramme Männer Helden sind, Frauen zurück an den Herd sollen und die „Natur“ die Führung übernimmt.

Was nach simplen Ernährungstipps klingt, wird zu einem digitalen Schlagabtausch um das richtige Leben. Und der Honig zum Schmiermittel für das große Comeback der Männlichkeit.

# M

aierhöfen im Allgäu, Juli 2025, die alte Imkerei. Kühe auf saftigen Wiesen, Holzschindeln bröseln von den Außenwänden eines Einödhofs. Auf dem Vorplatz wird ein Postlaster mit Honigpaketen gefüllt. Die Imkerei mit samt Krügers alter Wohnung ist jetzt ein Versandlager. Der Schleuderschuppen ist noch in Betrieb, die Abfüllung längst in die nahe Kleinstadt Isny ausgelagert.

Im Schuppen schnippt Rainer Krüger, grobe Hände, dunkle Nägel, eine tote Biene vom Rand eines Honigfasses. Der Imker ist fast 70, unter der Kappe glänzt ein Gesicht wie aus Wachs: rote Wangen über einem weißen Sechstagebart. Er tunkt den Zeigefinger in die Masse und lutscht. Dann grinst er sein volles Lächeln mit Lücke zwischen den Schneidezähnen, seine Knopfaugen strahlen.

„Wenn du ein Lebenswerk aufgebaut hast, ist es sehr schön, wenn das Lebenswerk weitergeht“, sagt er.

Schon mit neun kümmerte er sich um seine ersten Bienenvölker auf der Schwäbischen Alb, erzählt er. Die Imkerei liegt in der Familie, eine Honigspur zieht sich bis zum Urgroßvater. 1974 begann er selbst die Lehre, wurde Berufsimker, um die Jahrtausendwende zog er von der Alb ins Allgäu, wo er bis 2023 alleine den Hof führte.

Seit seiner Ausbildung glaubt Krüger an die Heilkraft der Bienen, von Propolis gegen Entzündungen – dem Kittharz der Bienen, mit dem sie ihren Stock abdichten und Keime abwehren – bis hin zu Honig gegen Falten. Er hält Vorträge für angehende Heilpraktiker und bewegt sich dabei in Milieus, in denen die Corona-„P(l)andemie“ ausgerufen wird. Er nennt es Verschwörungstheorie, sieht darin aber keinen Grund, die Kooperation abzulehnen.

Noch ohne nennenswerte Reichweite bewarb er 2016 seinen „Hercules-Honig“ mit Heilversprechen wie „Aufbau des Immunsystems“ und „Abbau von Entzündungen“. Der Verbraucherzentrale Bundesverband klagte: Die Wirkung sei nicht belegt. Das Landgericht Kempten verbot die Heilaussagen.

Der Hercules ist Krügers Wundermittel, eine Mischung aus Honig, Blütenpollen, Propolis und Gelée Royal.



**FRÜHER RUMPELKAMMER, heute Packstation.** Mittlerweile hat die Imkerei 90 Mitarbeiter.

**DIE BIENEN SIND SEIN LEBEN.** Rainer Krüger verbringt mehr als die Hälfte seiner Zeit auf Sardinien, auch dort hat er 600 Bienenvölker.





**IM ERSTEN STOCK DER IMKEREI:** Elias Bauer, der Geschäftsführer. Ein Mann wie ein Scharnier – zwischen Allgäu-Idyll und Pumper-Ästhetik.

*Unverhofft  
verzehnfachten  
sich die  
Bestellungen  
innerhalb  
eines Monats.  
Auch Krügers  
Frau und  
Bauers Mutter  
packten an.*

Gelée Royal ist ein spezielles Drüsensekret der Arbeiterbienen, reich an Eiweißen, Zuckern und Fettsäuren. Wird eine Larve ausschließlich mit Gelée Royal gefüttert, wächst sie zur Königin heran, wird groß, fruchtbar und lebt länger.

In der griechischen Mythologie war Gelée Royal Teil des Ambrosia-Nektars, der den Göttern Unsterblichkeit schenkte. Aristoteles pries es als Quelle von Kraft und Klarheit. Kleopatra soll ihre Haut damit gestrafft haben, in der traditionellen chinesischen Medizin gilt es als Elixier.

Wasserdicht belegt ist die medizinische Wirkung bis heute nicht. Es gibt einzelne Studien, die „positive Effekte“ von Gelée Royal auf den Energiehaushalt nahelegen. Bei Pollen und Propolis ist die Datenlage nicht viel stabiler. Große, standardisierte klinische Studien fehlen. Fundierte Aussagen zu treffen, ist also schwierig. Die Verfechter der Bienenheilkunde tun es trotzdem und berufen sich auf ihre Erfahrungen.

Von seinen Gesundheitsprodukten hängen, „ohne zu übertreiben“, Menschenleben ab, sagt Imker Krüger, „die brauchen den Hercules, die können ohne den nicht sein.“

Als 2020 die Pandemie begann, als Märkte und Messen schlossen, brach Krügers Geschäft ein. Er selbst stand kurz vor der Rente. Das Aus?

Im ersten Stock der Imkerei, in einem Büro mit dunklen Holzwänden, sitzt Elias Bauer an seinem Schreibtisch und probiert mit Teelöffeln verschiedene Nuss-Nougat-Cremes. Der 25-Jährige arbeitet gerade an einer neuen Idee – Honig-Nutella.

Bauer trägt beigefarbene Jacke zu beigefarbenem Hemd. Sein Blick ist mal verträumt, mal hochkonzentriert, an seinem Finger blitzt ein Ring mit echtem Yukon-Gold, eine Erinnerung an eine Kanutour in Kanada.

Als Jugendlicher fuhr Bauer manchmal einfach ins Büro statt in die Schule. Mit 16 gründete er eine Marketingfirma, schrieb daneben mit einem Partner Schach-Ratgeber. Ein Taktikfuchs.

Er sei als Teenager schon Workaholic gewesen, sagt er. Sein bester Mitarbeiter Finn war auch sein bester Freund und Mitbewohner. 140 Quadratmeter zu zweit in der Karlsruher Innenstadt.

Anfang 2022 sprang Bauers Freund und Partner Finn in einen Pool, sein Herz stockte, er starb auf der Stelle. Das habe etwas verändert, sagt Bauer.

Kurz darauf lernte er den Imker Krüger im Büro einer befreundeten Agentur kennen. Die half der Imkerei gerade mit Internet-Marketing aus dem Corona-Loch.

Als sich in Maierhöfen auch das letzte von Krügers vier Kindern gegen die Nachfolge entschied, sah Bauer die Chance, seinem Leben einen neuen Sinn zu geben. Er löste alles auf und zog 2023 mit seiner Freundin von Karlsruhe ins Allgäu.

Als Bauer die Imkerei übernahm, ließ Krüger langsam los, blieb aber weiterhin Berater und Aushängeschild. Anfang 2024 folgte die bahnbrechende Idee: Aus der alten Bienenprodukt-Mischung „Hercules“ wurde „Hercules Sport“. Neues Etikett, mehr Gelée Royal, ein wenig roter Ginseng, dazu das Versprechen: Das hier ist ein Superstoff für Pum-

per. Ein Supplement aus der Natur – und die Eintrittskarte in die Fitnesswelt.

Mit einem Schlag wurde die alte Imkerei zum Schauplatz für die Verschmelzung von Naturheilkunde und Pumper-Ästhetik.

**J**uli 2025. Der Parkplatz eines Fitnessstudios in Isny. Influencer Aaron Boadu steigt aus einem schwarzen BMW-SUV. Ein Leihauto, das ist ihm wichtig. Tief sitzendes Basecap und Tanktop. Der 39-Jährige hat ein Kreuz wie ein Stier und Tattoos von Kinn bis Knöchel. Auf seinem Hals steht in Großbuchstaben „SELFMADE“, seine Füße sind nackt. „Ich trag keine normalen Schuhe, seit über einem Jahr“, sagt er.

Aus dem Auto springen Kameramann Moritz und ein weiterer Freund von Boadu. Immer wieder reisen sie zusammen durchs Land und produzieren Content, seit eineinhalb Jahren. Waldbaden, Leinenklamotten und der Glaube an Testosteron. Boadu sagt: „Wir sind Neuzeit-Hippies.“

Er kaut auf einem Stöckchen in seinem Mundwinkel, gesunde westafrikanische Zahnhygiene, sagt er.

Rainer Krüger ist in seinem gelben Kastenwagen gekommen, Elias Bauer im BMW-Kombi. Lautes Einklatschen hält über den Parkplatz. „Mooiin“, sagt der Hamburger Boadu. „Guuden Morgen“ der Schwabe Krüger.

Auf dem Parkplatz in Isny nennt Boadu alle Männer „Bro“, nur Krüger nicht, der ist für ihn „Rainer“ – eine Vaterfigur. Sie umarmen einander wie echte Freunde.

Aufgewachsen ist Boadu in den USA und in Hamburg. Seine Mutter ist Deutsche, sein Vater Ghanaer. Eine seiner ersten Erinnerungen aus deutschen Kita-Zeiten: Jemand habe ihm eine Kippe auf dem Rücken ausgedrückt, ihn N\*junge genannt.

**IMKER KRÜGER KONTROLLIERT,** Kameramann Moritz filmt. Arbeit, Auftritt und Alltag verschwimmen.



**IN ISNY IM ALLGÄU** hat die Imkerei Produktionshallen gemietet und vier hochmoderne Abfüllanlagen angeschafft. Wenn es nach Krüger geht, ist das erst der Anfang.

Boadus Pubertät in einem Hamburger Arbeiterviertel ist eine seichte Vorschau auf seinen späteren Werdegang. Der disziplinierte Sportler in ihm spielte Basketball so viel er konnte. Der kleinkriminelle Halbstarke zog Jugendliche ab, um sich coole Outfits zu leisten.

Mit 16 kam er ins Jugendwohnheim, mit 17 ist er zum Islam konvertiert, sagt Boadu. Mehr will er zu seinem Glauben nicht sagen, Religion in der Öffentlichkeit spalte nur. Auch über die Bedeutung seiner Tattoos schweigt er, sie seien eine Maske aus alter Zeit. Der Abdruck eines Lebens zwischen Football-Pitch und Knast-Pritsche.

Mit Anfang 20 begann er Fußball zu spielen, war schnell ganz oben, ging an ein Sport-College nach Arizona. Aber auch die kriminelle Ader nahm er über den Atlantik mit. Drogenhandel und Raubüberfälle brachten ihn in den USA ins Gefängnis. Nach knapp einem Jahr in U-Haft wurde er 2010 nach Deutschland abgeschoben, so erzählt er es in einem Podcast. Der American Dream platzt.

Doch sofort landete er auf dem Rasen der Kiel Baltic Hurricanes in der German Football League, wurde deutscher Meister. Aber der US-Knast habe Spuren hinterlassen. Ein schiefer Blick, und er explodierte. 2012 überfällt er in Hamburg ein Restaurant und sitzt wieder ein, drei Jahre in der JVA.

2014 und 2017 kamen in Hamburg Boadus Kinder zur Welt. Die Wende. Er wollte die alten Sünden hinter sich lassen, raus aus der Hölle, wie er sagt.

Boadu begann als Coach Aaron erste Fitnesstipps im Internet zu geben. In dieser Zeit beendete eine Paläo-Diät sein jahrelanges Darmleiden. Ein Erweckungserlebnis.

Ketogen, vegan, vegetarisch, er fängt an, mit Nahrung zu experimentieren. 2021 beendet er seine Football-Karriere. Ernährung wird Teil seines Auftritts, seine Social-Media-Followerschaft schwillt an.

In einer Dezembarnacht im Jahr 2023 brüllt er in die Kamera, oberkörperfrei, mit Dampf vor dem Mund:

„Ihr geht zum Arzt und zum Therapeuten, bevor ihr mit McDonald's und Alkohol aufhört. Ich mach um vier Uhr morgens mein Training und brauch dafür keine Therapie, keine Medikamente, kein Garnix! Und ihr seid diejenigen, die mich verrückt nennen?! Versager!“

Weg vom Handy, ran an die Hantelbank. Und in den Biomarkt.

Auf der FIBO 2024 ist Aaron Boadu auf der Suche nach einem Honig, der in sein Ernährungskonzept passt, und wird fündig. Seitdem tunkt er in seinen Videos Rohschokolade in Krüger-Honig und isst Hercules Sport zum Frühstück. Immer öfter besucht er Rainer Krüger im Allgäu.

Aus dem Footballer und Häftling ist ein Influencer geworden, der Honig löffelt und dabei Disziplin predigt. Für Krüger ist er ein Werbeträger und Freund, für die Fitness-Community ein schriller Rädelsführer, der Erlösung verspricht und dabei das halbe Gym gegen sich aufbringt.

Im Fitnessstudio in Isny verreibt Aaron Boadu Magnesium auf seinen Handflächen. Für den Halt an der Hantelstange. „Der wahre Mann stirbt aus“, sagt er, bevor es losgeht mit dem Muskelstählen. „Männer sind wie Frauen geworden. Emotional, kein Biss mehr.“

Seine Theorie: Männer, die sich an Klimmzugstange und Kühlschranks disziplinieren, pushen ihren Testosteronspiegel und werden so wieder verantwortungsvolle Mitglieder der Gesellschaft.

Auch der alte Imker hängt jetzt an der Stange. Er beißt die Zähne zusammen, verzieht das Gesicht, hievt sich hoch. „Viiier“, krächzt er. Kurz hält er den Klimmzug, dann verlässt ihn die Kraft, und er springt auf den Mattenboden. Seit er Boadu kennt, macht der Imker regelmäßig Sport.

„Ich möchte nicht in fünf Jahren einen Anruf bekommen und hören, dass Rainer sich die Hüfte gebrochen hat“, bemerkt Boadu.

Krüger streift vor dem Spiegel des Gyms sein Hemd ab und spannt den Bizeps an. Vor dem Training habe er sich zwei kräftige Löffel Hercules Sport „neig'haue. Des bringt scho' was“, sagt er.

Nach dem Training versammeln sich Imker Krüger, Elias Bauer, Aaron Boadu und seine zwei Partner im Esszimmer der alten Imkerei in Maierhöfen. Durch zwei kleine Sprossenfenster fällt spärliches Tageslicht, zwei Deckenleuchten helfen aus. Tisch und Stühle sind aus Ahorn, das Parkett aus hellem Eichenholz, die weißen Wände kahl.

Die Stimmung ist gelassen, Moritz filmt mit Kamera, Boadu mit dem Handy. Zwischendurch ruft seine Frau an und grüßt herzlich in die Runde. Rühreier mit Zwiebeln, fünf geräucherte Forellen, Äpfel, rote Karotten, Avocados, Mango und roher Fenchel sind wie Tapas über den Tisch verteilt.



**ESST GOTTES NAHRUNG!** Boadu und Krüger beim „Fastenbrechen“. Fenchel, Karotte und Apfel. Mango, Avocado und Ei. Kein Zusatz, kein Zucker. Nur Geschmack und Gesundheit.

*Rohgang vs. Süßstoffmafia  
– so taufte die Community  
den Online-Schlagabtausch.  
Krüger meint, Polarisierung  
gehöre im Internet ein Stück  
weit dazu.*



Coach Aaron predigt „Gottes Nahrung“. Das klingt nach Altar, meint aber die Einkaufsliste: Rohmilch, Obst und Gemüse, am liebsten ungekocht, Nüsse, Fisch, Weiderind. Alles, was nie eine Fabrikhalle gesehen hat, wenn möglich in Demeter-Qualität und direkt vom Hof.

Verboten sind Alkohol, Industriezucker, Samenöle und Gluten. Fertiggerichte gelten als Sünde, Zusatzstoffe als Teufelszeug. Wer „Gottes Nahrung“ predigt, will essen wie im Paradies – roh, rein und unverfälscht. Von Hirschleber bis Honig.

Boadu sitzt neben Rainer Krüger, der sagt zu ihm: „Probier jetzt mal den Dischtelhonig. Da haut's dir den Vogel 'naus, Aaron, aber knallhart. Probier den Dischtelhonig auf der Stelle.“

Jetzt erst merkt Krüger, dass Moritz, Boadus junger Kameramann, nicht filmt.

Boadu imitiert Krüger leise, mit einem Schmunzeln: „Da haut's dir den Vogel 'naus.“ Moritz und Aaron lachen.

Krüger, selbstironisch: „Ich bin nervig? Ja, ich bin total nervig.“

Boadu: „Aber Rainer, die Leute wissen doch, dass das mein Lieblingshonig ist.“

Dann drehen sie doch noch ein Reel, bewerben einen Rohriegel, den Boadu entwickelt haben soll.

Am Tisch wird gelacht, gefilmt, gegessen. Alltag und Mission verschwimmen. Ob Boadu seine Sätze für die Follower da draußen spricht oder für die Runde, es macht keinen Unterschied. Jeder Bissen ist ein Bekenntnis.

**E**r ist einer der Köpfe der „Rohgang“ – ein Netzwerk von Influencern, das „Gottes Nahrung“ groß gemacht hat. Honig statt Süßstoff, rohe Produkte statt Industrie-food. Dazu Warnungen vor angeblich krebs-erregender Bluetooth-Strahlung, Elektroautos und Induktionsherden.

Das treibt ihre Gegner auf die Palme. An vorderster Front: Christian Wolf, Gründer der Marke More Nutrition, ein Schwergewicht im Geschäft mit Nahrungsergänzungsmitteln, die voller Süßstoffe stecken.

Rohgang vs. Süßstoffmafia – so taufte die Community den Schlagabtausch in den sozialen Netzwerken.

Auf der FIBO 2025 kommt es zum Showdown. Etwa 40 Rohgang-Menschen ziehen durch die Messehalle, direkt auf die Stände von Christian Wolf zu. Sie verteilen Obst, Rohriegel und Krüger-Honig. Auf ihren Plakaten: „Anti Christian Wolf“ und „Krüger 4 Kanzler“.

Alles wird gefilmt und später zu einem Rapvideo montiert. „Jung, brutal, gesund“ heißt die Produktion. Coach Aaron trägt eine Basecap mit der Aufschrift „Make (Sun) Light Great Again“. Er rappt: „Verbreite Maskulinität, mach aus Kindern dann Männer.“

Beim Protestzug ist Rainer Krüger nicht dabei, doch am Ende des Streifens ist er plötzlich im Bild. An seinem Messestand hält er den hochgestreckten Daumen in die Kamera. Elias Bauer spricht von einem Kontrollverlust, gegen ihren



*„Mein Traum  
ist es, dass  
wir Millionen  
von Menschen  
gesund  
machen.“  
Aaron Boadu*



**AARON BOADU UND  
EIN BEGLEITER** nach dem  
Einkauf. In ihrem YouTube-  
Format „Volksgespräche“  
erklären sie, wie man ein  
„stabiler Mann“ wird – diszi-  
pliniert, standhaft, ehrlich.

Willen habe man sie mit dem Video da hineingezogen. Sie sollten als Firma neutral sein.

Auch Krüger kritisiert die Aktion. Coach Aaron, sagt er, gehe mit seinen Auftritten oft „unter die Gürtellinie“. Inzwischen stagnieren seine Followerzahlen, eine Gefahr für den Absatz, denn Hercules Sport lebt im Takt von Boadus Views.

In Krügers Esszimmer in Maierhöfen führt Aaron Boadu seine Hände zusammen, formt aus Daumen und Zeigefingern einen Kreis und sagt: „Die Natur ist, dass wir rausgegangen sind, gejagt haben, unseren Arsch riskiert haben, und die Frauen haben Beeren gepickt.“

Er unterstütze seine Frau bei ihren eigenen Businessplänen, sagt aber auch: „Der Feminismus hat die Frau zerstört, weil sie jetzt alle denken, sie müssen arbeiten.“

Rainer Krüger mischt sich ein, das will er so nicht stehen lassen: „Vorher war das natürlich auch eine Unterdrückung der Frau. Heimchen am Herd...“

Boadu unterbricht ihn: „War es nicht.“

Die Bild-Zeitung bezeichnete Boadu in einem Artikel als frauenfeindlich. Das stimme aber nicht, er sei einfach traditionell, „so ein richtiger 1840-Typ“, sagt er.

Auf Social Media lädt Boadu Männer an seinen Podcast-Tisch, deren Ansichten oft irgendwo zwischen Robert F. Kennedy Jr., Charlie Kirk und Andrew Tate liegen, zwischen Impfgegnertum, religiöser Sexualmoral und Alpha-Männchen-Gehabe.

Die Inhalte sind ein wilder Ritt durch die Grabenkämpfe unserer Zeit. Ernährung bleibt wichtig, aber inzwischen geht es auch um kriminelle Migranten, Impfskepsis, Ablehnung öffentlichen queeren Lebens, Frauen, die zu freizügig seien. Und die Schlawheit junger Männer, der „schwächsten Generation seit Anbeginn der Menschheit“.

Im Büro über dem Esszimmer ist Elias Bauer in seinen Bildschirm vertieft. 2024 stieg der Umsatz zum Vorjahr von ein auf sieben Millionen, dieses Jahr sollen es fast zehn Millionen werden.

Die über 1.000 Bienenvölker, die die Imkerei im Allgäu und auf Sardinien hat, können den Bedarf längst nicht mehr decken. Mehr als die Hälfte wird zugekauft.

Bauer treibt seit einiger Zeit eine Sorge um: „Wir haben Aaron als Ernährungs- und Fitness-Coach kennengelernt. Wenn es aber immer mehr in gesellschaftspolitische Themen geht, dann ist es definitiv nicht das, was für uns als Firma das Optimum ist.“ Eine Gefahr, sagt er, die Imkerei sei ein Lebensmittelhersteller, mehr nicht.

Rainer Krüger will sich eigentlich nicht politisch äußern. Doch in einer neuen Podcast-Folge, gestreamt aus der alten Imkerei, erklärt er seinem Partner und Freund Coach Aaron den menschengemachten Klimawandel. Und dass es Dinosaurier wirklich gab.

Boadu sieht beides anders.

Dessen neues Podcast-Format nennt sich „Volksgespräche“. Vom Thumbnail grüßen Bundesadler und Deutschlandfahne. Coach Aaron podcastet und pumpt mit Menschen



**WERBEGESCHENKE MIT WELTBILD.** Für Männer gibt es Bienengiftsalbe für die Muskeln, für Frauen Lippenbalsam oder etwas für „straffe Haut“.

aller Herkünfte, Religionen und Hautfarben. Der Glaube an „gesunde“ Maskulinität verbindet ihn sowohl mit migrantischen Traditionalisten als auch mit Deutschnationalen.

„Ich glaube, meine Aufgabe ist, die Deutschen wieder in ihre Deutschheit zu holen. Wir sind stramme Leute gewesen!“

Dann deutet er auf eines der Fenster im Fichtenrahmen. „Das hier wurde von deutschen Händen gebaut, von diesen deutschen Pranken.“ Rainer Krüger schaut kurz auf seine Hände und lächelt.

Kürzlich hat Boadu in seinen Podcast zwei Influencer eingeladen: *Heimatecho* und *frei und direkt*. Online verkaufen sie Shirts mit der Aufschrift „Bio-Deutscher“, ihre Namen auf TikTok sind in Frakturschrift geschrieben.


Im Video geht es darum, „was das DEUTSCHE VOLK wirklich denkt“. In der Beschreibung ein Link und eine Empfehlung für Allgäuer Rohhonig.

Ein starker Klebstoff.



**JONAS LÜTH & ADAM BEYER**

Ließen sich von Coach Aaron in die Welt der gesunden Ernährung einführen. Fitness und roher Fenchel – ein guter Plan für die Zukunft. Am Ende der Recherche landeten sie dann aber doch wieder bei McDonald's.

A man in a yellow and orange raincoat is shown in profile, smoking a cigarette. He is wearing a grey hooded jacket underneath. In the background, a seagull is flying against a pale, overcast sky. The overall scene is misty and atmospheric.

Alle haben ihn gewarnt: Vom Fischfang könne keiner leben. Gustav Martitz tut es trotzdem. Mit 25 fängt er Flundern in der Ostsee, räuchert Aale – und hilft der Forschung, das Meer vor dem Klimawandel zu bewahren.

Morgenritual: Seine erste Zigarette zündet sich Gustav Martitz an, wenn er raus zu den Netzen fährt. Über ihm schweben die Möwen, hungrig auf Fisch, doch das Meer gibt nur wenig her.

# Gegen Wind

**TEXT** Alessandra Röder  
**FOTO** Annica-Farina Badowski



# U

Um 6.30 Uhr ist es so ruhig auf Hiddensee, dass man das Wasser im Hafen gegen die Kaimauer schwappen hört. Kleine graue Wellen kräuseln das Meer, Böen sagen Regen voraus. Gustav Martitz klettert in sein blaues Boot, das keine fünf Meter lang ist und zwischen den Jachten und Kuttern fast verschwindet. Er nennt es „Jolle“. Martitz startet den Motor, zündet sich eine Zigarette an. Seine erste raucht er immer, wenn er hinaus zu seinen Netzen steuert.

Das Boot hüpfte über die Wellen, an beiden Seiten spritzt das Wasser hoch. Er liebt dieses Gefühl, seit er als kleiner Junge mit seinem Vater das erste Mal in ein Schlauchboot stieg. Über ihm schweben die Möwen, sie kreischen, gieren auf Fisch. Er nennt sie „mein Publikum“.

An einem roten Fähnchen stoppt er, dort beginnt sein Stellnetz. Zwischen der Bleileine auf dem Grund und der Schwimmleine spannt sich unter Wasser eine 500 Meter lange Wand aus feinen Nylonmaschen auf. Eine Falle für Flundern.

Das Stellnetz liegt im Wieker Bodden, einer Lagune in der Ostsee, die von den Inseln Rügen und Hiddensee eingerahmt wird. In dem nur wenige Meter flachen Bodden mischt sich Süßwasser aus einmündenden Flüssen mit dem Salzwasser der Ostsee, Wasserpflanzen schaffen ideale Bedingungen für den Nachwuchs zahlreicher Fischarten – darunter Hering und Hecht. Doch statt der Fische bleiben in den Netzen der Fischer:innen immer öfter Algen hängen. Sie nehmen den Wasserpflanzen das Licht, auf denen Fische ihre Eier ablegen. Die Population sinkt.

Zuerst kollabierte der Dorsch. 1996 holten die Fischer:innen noch 38.505 Tonnen davon aus der westlichen Ostsee, 2015 waren es nur noch 8.390 Tonnen. 2019 schränkten die EU-Fischereiminister:innen die Fangquoten für Dorsch drastisch ein, seit 2022 herrscht ein Fangverbot für Teile der westlichen Ostsee. Der Hering droht als Nächstes fast zu verschwinden.

Die wichtigsten Ursachen sind bekannt: Neben Überfischung und Nährstoffeinträgen aus der Land-

wirtschaft, die die Algen blühen lassen, ist es in den letzten Jahren vor allem der Klimawandel. Kaum ein Meer erwärmt sich so rasant wie die Ostsee; seit den 1990er-Jahren stieg die Temperatur im Durchschnitt um 1,9 Grad. Forschende sehen die Ostsee als eine Art Orakel, das ihnen die Zukunft der Weltmeere vorher sagt. Und die sieht nicht gut aus.

Gustav Martitz hievt den Anker und die rote Fahne ins Boot. Dann holt er das Netz ein, an dem heute der Wind besonders heftig zerrt. Er hängt sich an die Netzleine, stemmt die Gummistiefel gegen die Wand seines Bootes, zwei Stunden lang immer eine Hand vor die andere. Er gegen den Wind.

Früher hat er mit sich selbst gewettet, wie viele Flundern sich wohl in den feinen Maschen verfangen haben. Und ob vielleicht sogar ein Hecht dabei ist. „Aber diese Saison habe ich das aufgegeben“, sagt er.

Im dritten von sechs Netzen hängt die erste Flunder. Er pult sie heraus, befreit erst den Kopf, zieht die Maschen über den rauschuppigen Körper, passt auf, nicht in den Dorn am Bauch zu greifen. Er kennt einen Fischer, der seinen Finger verloren hat, nachdem er sich daran verletzt hat. Auch Martitz hat sich anfangs oft gestochen.

Flundern überlisten ihre Fressfeinde, erklärt Martitz. Sie graben sich in den Sand ein, nur die Augen schauen heraus. Nachts jagen sie selbst, schnappen sich Würmer oder Garnelen. Geraten sie in ein Netz, wird ihr Dorn ihnen zum Verhängnis, sie verhaken sich damit darin.

Die Flunder landet in einer Kiste, ihre Flosse zappelt auf dem Plastik, ein dumpfes Klopfen.

Nach zwei Stunden hat Martitz knapp eine Kiste gefüllt. 9 Kilo Flundern, damit verdient er 54 Euro. Kein guter Tag.

Martitz arbeitet in einem Beruf, der bald aussterben könnte. Gab es in den 1990er-Jahren noch über 1.400 Küstenfischer:innen an der Ostseeküste in



das ihnen die Zukunft der Weltmeere vorhersagt.

Forschende sehen die Ostsee als eine Art Orakel,

Mit 25 Jahren ist Gustav Martitz der jüngste Fischer auf Hiddensee. Eltern und Lehrer wollten ihm den Beruf ausreden – ohne Erfolg.

Martitz hackt der Flunder in den Hals. Wer den Fisch küchenfertig liefert, verdient mehr – sechs statt zwei Euro pro Kilo.



Und die sieht nicht gut aus.

1,9

**GRAD** wärmer ist die Ostsee im Durchschnitt seit 1990 geworden.

Im Hafen von Vitte schaukeln die wenigen verbliebenen Fischerboote mit ihren roten Netzfähnchen zwischen weißen Jachten. Kaum mehr als ein Dutzend gibt es noch auf Hiddensee.



Er fährt Tag für Tag auf ein Gewässer, das immer leerer wird. Warum?



**„Weil ich nie etwas anderes machen wollte“,  
sagt Martitz.**

Mecklenburg-Vorpommern, arbeiten dort heute nur noch 147. Seine Kollegen sind im Durchschnitt 57 Jahre alt, Martitz ist 25. Er hätte sich einen Job in der Stadt suchen können, eine Ausbildung auf dem Festland machen, so wie es die meisten seiner Schulfreund:innen getan haben. Aber er fährt Tag für Tag auf ein Gewässer, das immer leerer wird. Warum? „Weil ich nie etwas anderes machen wollte“, sagt Martitz.

Er hat einen Plan. Er will das Meer schützen, und damit auch seinen Beruf. Dafür arbeitet er mit einer Berufsgruppe zusammen, der viele Fischer:innen skeptisch bis feindlich gegenüberstehen. Er unterstützt Meeresforschende, also diejenigen, die sich für niedrige Fangquoten einsetzen. Dafür ließ Martitz sich zum Fachwirt für Fischerei und Meeresumwelt weiterbilden. Er kann sich nun Sea Ranger nennen, oder Förster der Meere. Acht Monate lang hat er für die Weiterbildung Seminare besucht und ist auf Forschungsschiffen mitgefahren, um zu lernen, wie er Daten über das Wasser und seine Bewohner sammeln kann.

## Z

Zur Abschlussfeier von Martitz und seinen Kollegen, den bundesweit ersten elf Sea Rangern, im vergangenen Sommer kamen der Landwirtschaftsminister von Mecklenburg-Vorpommern und zahlreiche Journalist:innen. Der Vorsitzende des Projekts Oliver Greve hielt eine Rede. Es gibt eine Aufnahme davon. „Gustav, wo bist du?“, ruft Greve darin in die Menge und sagt: „Das ist der jüngste Fischer, der hat noch keine alternative Einkommensmöglichkeit, aber er wird sich auch um andere Aspekte des Meeres kümmern, er wird dafür sorgen, dass es dem Meer besser geht.“

Martitz steht für eine neue Hoffnung in der Küstefischerei. Hoffnung mit einem großen Fragezeichen: Können junge Fischer wie er wirklich der Ostsee helfen, ohne sich selbst in den Ruin zu treiben?

Schon als Kind beobachtete er die Fischer im Hafen, sehnte sich danach, mit ihnen rauszufahren. Immer wieder fragte er sie. Doch einen Schüler wollten die alten Fischer nicht an Bord haben. Er gab nicht auf, bis Steffen Schnorrenberg ihn mitnahm, sein späterer Ausbilder. Martitz stand an Deck, pulte Hering aus dem Netz und wusste: Das möchte ich mit meinem Leben machen.

In Berufe wie die Fischerei werden junge Menschen oft hineingeboren. Doch in Martitz' Familie gibt es keine Fischer. Er erbt keinen Kutter. Er muss es allein schaffen.

Als er seinen Traum zum ersten Mal laut aussprach, waren alle dagegen. Es war, als wollte die ganze Insel es ihm ausreden. Die Eltern, weil sie keine Zukunft in dem Beruf sehen. Martitz' Vater leitet den Nationalpark auf der Insel; er weiß, wie es um die Ostsee steht, und glaubt nicht, dass sie sich in den nächsten Jahren erholen wird. Martitz' Lehrer fand, dass er mit seinem Abitur studieren sollte. Auf einer Party

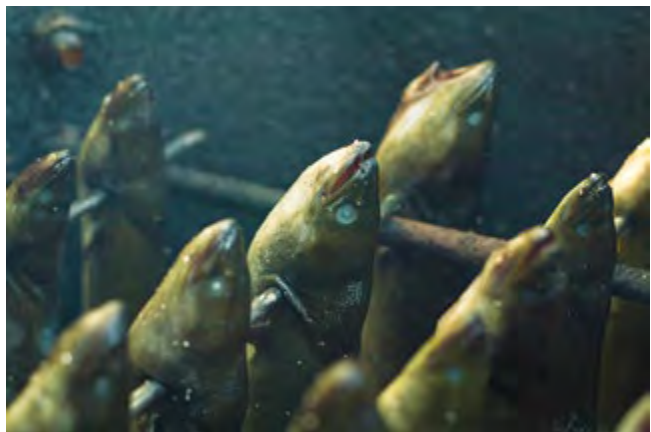
Früher habe es sich für ihn so angefühlt, als würden Fischer und Forscher gegeneinander arbeiten, sagt Martitz.



Schwarze Fähnchen markieren die Aalreusen, Martitz holt die Hunderte Meter langen Fallen mit bloßen Händen ein. Das dauert Stunden.

„Dabei wollen wir ja das Gleiche, dass es dem Gewässer besser geht.“

Kopf an Kopf hängen die Aale aufgespießt in der Räuchertonne, über kaltem Rauch von Erle und Buche.



sprach ihn der gleichaltrige Sohn eines Fischers an: Selbst sein Vater würde ihm von dem Beruf abraten.

Doch hinter all der Skepsis, die ihm entgegen schlägt, spürt Martitz auch die Hoffnung, dass er es doch schafft.

Wenn Martitz redet, stolpert er manchmal über seine Worte, zieht sie etwas zu sehr in die Länge. „Ich bin einer, der nicht so gerne im Mittelpunkt steht“, sagt er. In neuen Situationen brauche er immer einen Moment, bis er loslassen könne. „Ich weiß nicht, ob man das merkt, aber ich muss sonst immer nervös rumzappeln.“ Doch für seine Arbeit als Sea Ranger überwindet er sich. Um der Ostsee zu helfen, spricht er sogar vor der Kamera.

An einem warmen Montag im Juli fährt Martitz nicht zu seinen Netzen, er hat zwei Aufträge aus der Forschung. Für das Thünen-Institut für Fischereiökologie soll er Seegras sammeln. Mit seinem kleinen Boot kommt Martitz an Orte, die für Forschende mit ihren größeren Schiffen nicht erreichbar sind. Er steuert die Seegrasfelder an, glitschige Halme schwimmen auf dem Wasser, er braucht sie nur herausklauben. Später im Garten seiner Eltern verpackt er sie in Gefrierbeutel und verschickt sie in einem zerbeulten Karton. Normalerweise ärgert er sich über das Seegras, weil es sich um seine Netze schlingt. Nun verdient er Geld damit.

## I

Im Labor untersuchen die Forschenden das Seegras auf radioaktive Strahlung. Die Kontrollen wurden nach dem Reaktorunglück in Tschernobyl eingeführt. Das Thünen-Institut misst die Strahlenwerte von Fischen, Garnelen und Meerespflanzen. Falls im Umkreis der Ostsee noch einmal ein Reaktor havariert, hat man Vergleichswerte, die zeigen, wie sich die radioaktive Strahlung auswirkt. Dafür sind die Werte im Seegras wichtig.

Für den zweiten Auftrag soll Martitz eine Wasserprobe aus dem Bodden nehmen. Dafür trifft er sich auf dem Wasser zunächst mit einem Kollegen, der ihm den Wasserschöpfer reicht, ein zylinderförmiges Gerät, an dem ein Temperaturmessgerät mitsamt einem Gewicht hängt, um aus verschiedenen Tiefen Wasser zu schöpfen. Martitz nimmt die Probe aus einem Meter Tiefe. Später, an Land, wird er sie filtern.

Die Forschenden suchen darin nach Mikroorganismen, toxischen Algen wie der gefährlichen Spezies *Prymnesium parvum*, der sogenannten Goldalge. Im Sommer 2022 gingen die Bilder von massenhaftem Fischsterben in der Oder durch die deutsche Presse. Tote Fische mit nach oben gedrehten Bäuchen trieben in dem Fluss. Die Alge produziert ein Gift, das sich bevorzugt in Brackwasser verbreitet, dessen Salzgehalt zwischen Meer- und Süßwasser liegt – so wie das Wasser in der Ostsee und des Boddens, dem Fischgebiet von Martitz. Auch hier könnten sich die

toxischen Algen vermehren. Das hätte fatale Folgen für das Ökosystem, und auch für Martitz.

Früher dachte er, dass Forscher und Fischer gegeneinander arbeiten, sagt Martitz. „Dabei wollen wir ja das Gleiche, dass es dem Gewässer besser geht.“ Und beide haben einen gemeinsamen Gegner: den Klimawandel.

## S

Für seinen Job als Sea Ranger bekommt Martitz seit Sommer 2024 ein festes Gehalt. Ohne dieses Einkommen müsste er die Insel verlassen, um auf der Nordsee zu arbeiten. In der Hochseefischerei unter Deck Fische schlachten im Akkord, damit lässt sich noch gutes Geld verdienen. Aber auf der Ostsee und erst recht im Bodden könnte er allein von seinem Fang nicht leben.

Die Flundern, die er im Bodden fängt, nimmt er noch auf seinem Boot aus. Es steht im Hafen vor malerischer Kulisse: Reetdachhäuser, kleine Fischbuden und Schiffe. Die Arbeit, die Martitz davor verrichtet, ist roh, dreckig und blutig. Erst schneidet er den Flundern die Flossen weg. Dann hackt er ihnen mit einem Messer in den Hals und reißt mit einem Ruck den Kopf samt Eingeweiden heraus. Blut und grüne Gallenflüssigkeit spritzen umher, auf das Boot und Martitz' knallorange Ölleidung. Die Flundern kommen in eine Tonne mit Wasser, sie sind nun küchenfertig.

Eine Fähre legt an, Urlauber strömen an Land: ältere Menschen mit Rollkoffern, Pärchen in Funktionskleidung, Familien in Gummistiefeln. Einige bleiben vor seinem Boot stehen, beobachten ihn beim Ausnehmen der Fische. Eine Mutter fragt, ob sie mal mit ihren Kindern bei ihm mitfahren dürfe. „Das geht nicht“, sagt er, ohne aufzublicken.

Martitz schaut fast immer nach unten, auch wenn er spricht oder zuhört. Nur selten hebt er den Blick, von schräg unten, dann blitzen seine eisblauen Augen kurz auf, schnell senkt er sie wieder. Nur auf dem Wasser trägt er Kopf hoch, die Augen schweifen über die Weite.

Er ist keiner, der herumschwafelt, um zu gefallen. Das wissen auch die Menschen auf Hiddensee. „Der Gusti? Das ist ein Stiller“, sagt der Hafenermeister. Wenn Martitz etwas nicht passt, sagt er: „Dat is mir nüscht.“ Manchmal flüchtet er sich in Sprichwörter, wenn er seine Gefühle beschreiben soll. Etwa wenn man ihn nach der Zukunft seines Berufsstandes fragt: „Man sagt ja: Mach Heu, solange die Sonne scheint.“

Nach der Arbeit trifft sich Martitz manchmal mit den anderen Fischern im Ort Vitte auf Hiddensee. Sie nennen den Treffpunkt „das Labor“, niemand weiß genau, warum. Das Labor ist ein Hinterhofschuppen am Hafen. An der Tür klebt eine Collage aus Brüsten, fein säuberlich ausgeschnitten aus Erotikmagazinen, und ein kleines Schild mit der Aufschrift „Irrenanstalt“. Drinnen ein Durcheinander aus Fischernetzen,

Schwimmwesten, Ködern und reichlich Bierkisten, davor Männer auf Plastikstühlen, jeder ein Bier in der Hand. Es ist elf Uhr morgens, sie sind in der Früh auf dem Meer gewesen, bald gibt es Mittag.

Die Garage gehört Harry. Er sieht ein bisschen aus wie der Schauspieler Robert De Niro, trägt ein Käppi mit der Aufschrift „Kutterfisch“, dem Namen eines der größeren Fischereiunternehmen in der Region. Einer der Männer hat wegen der Hitze sein Hemd bis zum Bauchnabel aufgeknöpft, ein anderer trägt einen Blaumann. Der Mann im Blaumann redet in einem fort, die anderen kontern dazwischen mit ironischen Sprüchen. Frauen sind keine dabei. Fischerinnen gibt es nicht auf Hiddensee. Martitz setzt sich zu den Männern. Er ist mit Abstand der Jüngste. Der Blaumann spricht ihn sofort an.

„Der Weiße ist 'ne Spezialmischung, Gusti. Das ist ein original Sliwowitz.“

„Aha.“

„Und was sagt die Beute, hast du ein Netz draußen gehabt?“

„Ich war bei den Aalkörben.“

„Interessiert mich nicht, mich interessieren Flundern.“

„Da fahre ich morgen wieder hin.“

„Da sind so viele, die Flundern haben wollen, das schaffe ich nicht. Wenn du was hast, sag Bescheid. Das ist doch was für dich, Taschengeld.“

# F

Fragt man die Männer nach den Sea Rangern, lachen sie laut. „Uns wollten die nicht.“ Erneutes Lachen. „Mal ohne Quatsch, für Gusti ist das gut. Aber uns bringt das nichts mehr“, sagt der Blaumann. „Ich verstehe auch nicht, warum Steffen sich das noch angeht“, fügt er hinzu.

Steffen Schnorrenberg war der Erste, der Martitz mit auf sein Boot nahm. Er ließ ihn ein Praktikum bei sich machen, brachte ihm alles bei und holte sich dafür extra einen Ausbilderschein. Er war es auch, der Martitz vom Sea-Ranger-Projekt erzählte. Sie absolvierten den Lehrgang gemeinsam. Doch anders als Martitz arbeitet er nicht für die Forschung. Und wenn man ihn heute danach fragt, redet er sich in Rage. Über die „Kasperköpfe“, die strengere Schonzeiten fordern, über den „Wahnsinn mit den Robben“, ausgerechnet die Tiere zu schützen, die seine Heringe fressen, über die „Leute aus der Stadt, die über uns bestimmen wollen“. In deren Auftrag Wasserproben nehmen oder Seegrass sammeln? Will er nicht mehr. „Das wird eh immer nur gegen uns verwendet.“ Er schimpft so sehr, dass er zwischendurch überlegt, ob er bei seinem Arzttermin, zu dem er gleich fährt, wohl einen auffällig hohen Blutdruck haben wird.

Schnorrenberg hat 1988 mit der Fischerei angefangen, ein Jahr vor der Wende. Er wurde in eine



Knapp fünf Meter Boot gegen ein Meer, das immer wärmer wird. Seit den 1990er-Jahren stieg die Temperatur der Ostsee um 1,9 Grad. Die Fische schwinden.

„Uns wollten die nicht.“

Fragt man die Männer nach den Sea Rangern, lachen sie laut.



## 147

**KÜSTENFISCHER:INNEN** arbeiten noch an der Ostsee in Mecklenburg-Vorpommern. Vor 30 Jahren waren es noch über 1.400.



Als Sea Ranger hilft Martitz das Meer und seine Bewohner zu erforschen. Im Garten seiner Eltern filtert er eine Wasserprobe aus dem Bodden. Sie wird später auf toxische Algen untersucht.

Fischerfamilie hineingeboren, es gab nie etwas anderes. Er dachte immer, dass es irgendwann besser werden müsse. „Aber es wird immer schlimmer.“

Wenn er die Zukunft so düster sieht, warum hat Schnorrenberg den jungen Fischer Martitz überhaupt ausgebildet? „Ich habe ja trotz allem immer die Hoffnung“, sagt er und öffnet die geballte Faust. Die Fischerei habe alles überlebt, die werde es weiter geben, nur eben anders, als er und seine Vorfahren es kennen.

Von Martitz hört man keine düsteren Prognosen. Er habe sich den Beruf ja ausgesucht, sagt er. Wie man Netze flickt, Fische ausnimmt, ein Boot navigiert, das wollte er unbedingt lernen. „Ich wusste von Anfang an, was auf mich zukommt.“ Er fände es schade, dass immer nur über das Negative geredet wird. „Ich habe Freude daran, und ich weiß, dass es Steffen genauso geht.“ Er könne die Sorge der älteren Fischer natürlich verstehen. Die Sorge, dass es irgendwann nicht mehr weitergeht. „Aber ich bin trotzdem optimistisch, dass es einen Weg für mich geben wird“, sagt er. Er glaube daran, dass die Ostsee sich erholen kann.

Hiddensee ist ein Ort, an dem sich gut von vergangenen Tagen träumen lässt. Zwischen Reetdachhäusern und Pferdekutschen scheint die Zeit stehen geblieben. Hier gibt es keine Autos, dafür weiße Sandstrände. Birkenwälder, die wirken, als würden sich dort Feen und Kobolde verstecken, wilde Klippen und kleine Häfen, die sich an die Insel schmiegen. Man versteht den Wunsch, das alles zu bewahren. Und mit der Insel auch die Traditionen, die sie zu diesem Ort gemacht haben. Wie die Küstenfischerei.

Wer auf Hiddensee aufwächst, wird Teil einer Inselgemeinschaft, in der es keine Geheimnisse gibt – in der aber auch alle aufeinander aufpassen. In der man sich daran gewöhnen muss, dass alle einen besser zu kennen glauben als man selbst.

# M

Martitz wollte hier nie weg. Wer kann schon sagen, dass er seine besten Freunde seit dem Sandkasten kennt, sagt er. In der Schule auf der Insel hatte er acht Klassenkamerad:innen. Die jungen Leute halten hier zusammen, müssen sie auch.

Wenn Martitz auf dem Fahrrad über die Insel fährt, mit einer Ladung Fisch im Hänger, grüßt er alle paar Minuten jemanden. Die Restaurantbesitzer, an die er den Fisch ausliefert, ruft er meist noch auf dem Boot mit dem Handy an. „Ey Frank, willst du Flundern?“, sagt er dann. Bei der Lieferung an das Restaurant legt ihm Frank den Arm um die Schulter. Sie wirken wie zwei gute Kumpel. Auch wenn sie gerade ein Geschäft abgeschlossen haben.

Am besten verdient Martitz mit den Aalen. 50 Euro pro Kilo, wenn er sie ausnimmt und räuchert. Schwarze Fähnchen markieren die Aalreusen, er legt sie in den flacheren Gewässern aus. Wenn sich genug Aale darin winden, holt er die Reusen ein, schüttelt sie

aus und greift die schlangenartigen Wesen mit einer Zange. Ihre letzten beiden Lebensstage verbringen die Aale in einem Netz im Meer, erst an Land spießt er sie auf und hängt sie in die Räuchertonne.

Am Freitag ist Räuchertag. Kopf an Kopf hängen die Aale in der Tonne. Der Duft des kalten Rauches zieht durch den Garten, Martitz nimmt Buche und Erle, um einen sanften Geschmack zu erzeugen. Der Garten gehört zum Haus seiner Eltern. Sie zogen 1999 von Berlin nach Hiddensee, damit die Kinder in der Natur statt in der Großstadt aufwachsen. Dafür ist er ihnen dankbar, sagt Martitz. Wenn er einige Tage in Berlin feiern war, braucht er die Ruhe seiner Insel. „So durchs Leben gescheucht werden“, das wäre nichts für ihn.

Auf der hellgrau gestrichenen Fassade des Hauses steht in dicken Buchstaben „Meeresgruss“, der Name der Ferienpension der Familie. Martitz wohnt in einer der vier Ferienwohnungen. Er trinkt gerade sein erstes Bier, als sein Großcousin ohne Shirt vorbeikommt. Er will sich Aale sichern. Martitz hat die Aale in einer Story auf Instagram gepostet, das reicht, um die neun Kilo von seinem letzten Fang zu verkaufen.

Am nächsten Montag ist Martitz spät dran. Er hat verschlafen, weil er am Wochenende lange mit seinen Freund:innen zusammen war. Aber er hat ja keinen Chef, der sich darüber ärgern kann. „Nur das Meer ist mein Chef“, sagt er.

Er hat die Netze diesmal anders gesetzt. Und damit mehr Glück. Alles geht leicht, kein Wind weht, das Meer ist spiegelglatt. Schon das erste Netz ist voller Flundern, immer mehr kommen zum Vorschein.

Die beiden Kisten quellen fast über vor Fischen, 37 Kilo, 222 Euro. Ein besserer Tag. Vielleicht dreht sich diese Saison noch.

Wenn die Saison wirklich gut wird, kann er etwas zurücklegen, wenn noch weitere folgen, hat er vielleicht genug für einen elektrischen Netzholer, damit er nicht mehr allein gegen den Wind antreten muss. Wenn die nächsten drei Jahre auch noch gut laufen, schafft er es vielleicht, einen Kutter zu kaufen, mit dem er auf das offene Meer hinausfahren kann.

Er spart alles, was übrig bleibt. Damit er, wenn es so weit ist, einen Kredit aufnehmen kann. Nächstes Jahr will er das Kapitans-Patent machen, um einen großen Kutter fahren zu können.

In zwanzig Jahren wird er noch hier sein, da ist er sich sicher. Wenn die anderen nach und nach in Rente gehen. Vielleicht wird er einer der letzten Fischer auf Hiddensee sein. Dann müssen alle, die regionalen Fisch auf der Insel wollen, zu ihm kommen. Er hätte es allen gezeigt.



ALESSANDRA RÖDER & ANNICA-FARINA BADOWSKI pulten auf Hiddensee Flundern aus Netzen, nahmen Fische aus und feierten auf dem Dorffest mit „Musik aus der Konserve von DJ Andre W.“. Außerdem lernten sie, wie man auf der Insel am schnellsten neue Freund:innen findet: mit einem Kasten Bier.

In zwanzig Jahren wird er noch hier sein, da ist er sich sicher.



Wenn die anderen nach und nach in Rente gehen.

Im „Labor“ von Vitte läuft die Forschung täglich ab elf, der Versuchsaufbau: Bier, Zigaretten, Pin-ups. Die älteren Fischer diskutieren dort alles, was sie bewegt. Die Arbeit der Sea Ranger zählt nicht dazu.

Zurück auf dem Festland schwingt sich Martitz aufs Rad, der Fisch kommt im Hänger zu den Insel-restaurants.





Sie  
kommen  
für ein  
besseres  
Leben



Auf TikTok lockte die Vermittlerin mit vier Jahren Arbeit in Deutschland und gutem Geld. In Vietnam verschuldeten sich Minh Pham dafür – und landete statt im Restaurant in einer Fleischfabrik in Westfalen. Eine neue Regelung machte es möglich: moderne Tagelöhneri.

**TEXT**

David Fuhrmann,  
Leon Meckler

**FOTO**

Paul Geiersbach

# D

ie Nacht rauscht am Busfenster vorbei. Frankfurts Lichter verschwimmen, graue Autobahn, dann dunkles Münsterland. Minh Phan blickt in die Winternacht, auf fremde Dächer und blaue Schilder. Januar 2025, vor wenigen Stunden ist er in Deutschland gelandet.

Es begann mit TikTok-Videos. Monate zuvor, irgendwo in Vietnam: Eine Frau mit kurzem Haar, rotem Lippenstift verspricht Großes. Arbeit in Deutschland, vier Jahre in einer Restaurantküche, kein Deutsch nötig, bis zu 3.000 Euro brutto im Monat. Phan klickt auf ihr Profil, schreibt ihr, sie chatten bald täglich. Schließlich treffen sie sich.

Die bessere Zukunft hat ihren Preis. 14.000 Euro verlangt die Frau für ihre Vermittlung. Eine Summe, die Phan niemals allein aufbringen kann. Seine Eltern springen ein. Sie nehmen einen Kredit auf, hinterlegen Haus und Motorrad als Sicherheit. Er überweist.

Minh Phan heißt eigentlich anders, seinen echten Namen möchte er nicht veröffentlicht wissen, er hat Angst, dass seiner Familie etwas zustößt. Er ist Mitte zwanzig, aufgewachsen im Norden von Vietnam, mit sechs Geschwistern. Eine Kindheit in Armut, die Mutter Straßenverkäuferin, der Vater Tagelöhner. Nun setzen sie alles auf ihren Sohn. Vier Jahre Deutschland, genug Zeit, um das Geld zurückzuerdienen und noch mehr.

Phan: Was darf ich mit nach Deutschland nehmen?

Vermittlerin: Zwei Koffer, insgesamt 40 Kilogramm. Für den kalten Winter warme Klamotten. Und vietnamesische Gewürze.

Verheißungsvolles Mosaik: Minh Phams Vermittlerin in TikTok-Kacheln. Ihre Videos haben bis zu 43.000 Aufrufe.



Seine  
Vermittlerin  
versprach  
ihm vier Jahre  
in Deutsch-  
land – Minh  
Pham wird  
nach acht  
Monaten  
ausreisen.

Phan kennt niemanden in Deutschland, versteht nichts, er weiß nur: Am Ende dieser Fahrt, von Frankfurt nach Lengerich bei Münster, beginnt das bessere Leben.

Doch später steht er frierend in einer hellen Halle und legt Fleischklappen um Holzspieße. Er wickelt jetzt Grillfackeln bei Westfalenland, die später bei Lidl oder Aldi in den Truhen liegen. Bald beginnt die Grillsaison.

Mit Minh Phan kommen viele. Allein ins Münsterland kamen rund 170 Vietnamesen, um bei Westfalenland Fleischwaren zu arbeiten. Einige haben mehr als 10.000 Euro an Vermittler bezahlt, ein Teil davon als Kautionsgeld, das sie zurückbekommen, wenn sie wieder ausreisen. Phan zahlte noch viel mehr, gelockt von falschen Versprechen.

Was sie erwartet: acht Monate Schufterei in gekühlten Hallen, immer vor Augen: das Geld, das sie zurückverdienen müssen. Die Sorge, es nicht zu schaffen, wird befeuert von Vorarbeitern, die schnell mit der Kündigung drohen, wie interne Chatprotokolle zeigen: „Wer ohne Meldung auf Toilette geht, wird gefeuert.“

Ermöglicht wird all das durch ein Wortungetüm: die „kurzzeitig kontingentierte Beschäftigung“. Gemeint ist eine Reform des Fachkräfteeinwanderungsrechts, initiiert von der Ampelkoalition. Seit dem 1. März 2024 dürfen Menschen aus Drittstaaten bis zu acht Monate in Deutschland arbeiten. Keine Deutschkenntnisse nötig, keine Ausbildung. Das Kontingent: 25.000 Personen im Jahr.

Der damalige Arbeitsminister Hubertus Heil (SPD) pries das als „wichtiges Instrument, um zeitweilig besonders hohe Bedarfe zu decken“.

Tatsächlich entsteht etwas anderes: eine globalisierte Form der Tagelöhnerie.

Das Ziel: Nicht mehr nur Rumänen und Bulgaren sollten in den Hallen der Schlachthöfe arbeiten, sondern auch Pakistaner, Nepalesen, Vietnamesen. Die Bürokratie erlaubt es, die Nachfrage der Fleischindustrie legitimiert es, die Armut in Vietnam liefert das Menschenmaterial. Die meisten, die mit diesem Modell kamen, sind Vietnamesen: knapp 2600 von ihnen hat die Bundesagentur für Arbeit 2025 registriert.

Arbeitsverträge, Lohnabrechnungen, interne Präsentationen, Chatverläufe, dazu die Gespräche mit Arbeitern, Gewerkschaftern und Juristen: All das ergibt das Bild eines Systems, das funktioniert wie ein Schraubstock. Es klemmt die Vietnamesen ein zwischen Schuldenlast und Gehorsamspflicht. Dubiose Vermittler kassieren, die Firmen profitieren. Und Menschen wie Minh Phan stehen mittendrin, abgeschottet vom Leben, erdrückt von Schulden.

In der ersten Nacht in Deutschland kommt Phan in Lengerich an, seinem Zuhause auf Zeit. Eine verschlafene Kleinstadt am Südhang des Teutoburger Waldes. Phan wird einer Wohnung zugeteilt. Zu fünft ziehen sie ein, er teilt sich sein Zimmer.

**Januar.** In seiner ersten Woche arbeitet Phan sechs Tage. Mittags fährt ein Bus zum Werk, eine halbe Stunde über Landstraßen, am Fenster verwischen Bäume und Felder. Dann ragen die weißen und silberfarbenen Würfel der Fleischfabrik in die Luft, davor drei Reihen Stacheldraht. Der Bus hält auf dem Werksgelände, die Arbeiter steigen aus.

Um 14 Uhr beginnt die Schicht. Die Halle ist kalt, sagt er, so kalt, dass er drei Stoffhandschuhe über jede Hand stülpt. Am Anfang konnte er die Finger darin kaum bewegen, aber nur so halte er die Kälte aus, und nur so könne er arbeiten. In seinen acht Monaten in Deutschland wird er vor allem Grillfackeln wickeln, einen Holzspieß nehmen, dann einen Fleischklappen, drehen, und von vorn, immer die gleichen Handgriffe.

Später 30 Minuten Pause, dann weiter, bis 23.30 Uhr – Schichtende. Zurück in den Bus, zurück nach Lengerich.

Das Werk am Hessenweg 2 im Norden Münsters gehört zu Westfalenland Fleischwaren GmbH, Tochter der Westfleisch-Gruppe, einem der größten Schlachtkonzerne Europas. Milliardenumsätze, Tag für Tag werden mehrere Tausend Schweine geschlachtet.

Die Produkte landen in den Kühltheken von Supermärkten und Discountern – unter Handelsmarken, die den Namen Westfleisch unsichtbar machen. Jährlich setzt der Konzern rund 900.000 Tonnen Fleisch ab. Zwei Drittel davon in Deutschland, ein Drittel geht in den Export.

Stundenlang wickelt Minh Pham rohe Fleischlappen um Holzspieße. Am Ende landen die Grillfackeln sauber verpackt im Discounter.



Ein Shuttle vor der Fleischfabrik von Westfalenland, nördlich von Münster. Es bringt Vietnamesen zur Schicht und zurück in die geteilten Wohnungen.

Ungeöffnet unter +4 °C  
zu verbrauchen bis:

**31.07.25**

Charge:0817118

Einwaage:

663244, C

**800 g e**

139





Minh Pham, gläubiger Katholik, sucht Hilfe bei Pfarrer Peter Kossen. Kossen hat einen Verein gegründet, in dem er sich ehrenamtlich für Arbeitsmigranten einsetzt. Er sagt, er arbeitet oft 16 Stunden.

Seit Jahren steht Westfleisch in der Kritik: Journalisten und Tierschutzorganisationen berichten von Tierleid, von undurchsichtigen Subunternehmerketten, um Billiglöhner aus Osteuropa heranzuschaffen. Alles, um Kosten zu drücken und Gewinne hochzuhalten.

Phan: Hallo, Sie haben gesagt, dass ich mehrere Jahre in Deutschland bleiben kann. Fehlen noch weitere Unterlagen für meine Versetzung in die Küche? Sind Sie sich sicher, dass ich meinen Aufenthalt verlängern kann? Danke.

Vermittlerin: Du stellst so viele Fragen, sorgst dich zu viel.

**April.** Phans Deutschland besteht aus vier Koordinaten: die Fleischfabrik, der Supermarkt, die Wohnung, die Kirche.

Unter der Woche steht er frierend mit anderen Vietnamesen in der Halle, sonntags kniet er neben den Kollegen in der Messe.

Einmal, nach einer Messe, spricht er zwei Frauen an. Phan fürchtet, früher als geplant zurückzumüssen, er ist nervös, will sich anvertrauen. Sie geben ihm die Telefonnummer von Pfarrer Peter Kossen. Phan tippt „Ich grüße Sie, Vater“ und übersetzt mit einer App: „Wir kommen hierher, um für Essen und Kleidung zu arbeiten.“ Er suche Hilfe. „Möge Gott Sie reichlich segnen und belohnen, Vater.“

Sie treffen sich in der St.-Margareta-Kirche in Lengerich, unter der Woche, als Phan frei hat und die Werktagskirche stillliegt. Phan klagt ihm sein Leid: dass er so viel Geld gezahlt habe und nun nicht wisse, wie lange er bleiben kann.

## Man legte ihm ein abgezogenes Kaninchen vor die Haustür. Pfarrer Kossen erzählt davon mit einem Lächeln.

Pfarrer Kossen setzt sich seit Jahren für die Rechte von Arbeitern in der Fleischindustrie ein, 2019 gründete er den Verein Aktion Würde und Gerechtigkeit, der sie bis heute arbeitsrechtlich berät und Pressekontakte vermittelt. Beides bietet er Phan an.

**Mai.** Der Verein sitzt im Erdgeschoss eines Backsteinhauses. Kossen führt in einen hellen Raum, an den Wänden Zeitungsartikel mit seinem Gesicht. „Der heilige Peter der Schlachthöfe“, überschrieb Die Zeit sein Porträt. Die einen sprechen ihn heilig, die anderen wünschen ihm die Hölle – einmal lag ein abgezogenes Kaninchen vor seiner Tür. Kossen erzählt davon mit seinem üblichen Lächeln, ruhig, fast heiter.

Zwischen Weihnachten und Neujahr, sagt Kossen, habe ihn eine Nachbarin angesprochen: Neben ihr seien plötzlich Vietnamesen eingezogen. Sie habe versucht, mit ihnen zu reden, doch die Neuen konnten weder Deutsch noch Englisch. Für Kossen ein deutliches Zeichen: Westfleisch rekrutiert nun auch in Fernost. Denn in Polen, sagt er, finde man kaum noch Freiwillige. Es habe sich herumgesprochen, unter welchen Bedingungen man arbeite. Und von anderen Beratungsstellen hört er: Das gelte auch für Rumänen und Bulgaren.

Phan, genau wie seine Kollegen, ist unruhig. Sie fürchten, nicht die vollen acht Monate in Deutschland arbeiten zu können. Denn manche Visa liefen schon Wochen vor dem ersten Arbeitstag an – und enden entsprechend früher.

Die Unsicherheit, erklärt das Unternehmen in einem internen Schreiben, gehe auf unterschiedliche Angaben deutscher Behörden zurück, sei nun aber geklärt. Außerdem kündigt Westfleisch Einzelgespräche mit allen 175 Vietnamesen an. Wer eine anerkannte Qualifikation vorweisen kann, darf viel



In diesem Hinterhaus teilt sich Minh Pham mit vier Landsleuten eine Wohnung, gestellt von der Firma. Einer habe ein Einzelzimmer, die anderen teilen sich zu zweit ein Zimmer. Die Miete wird direkt vom Lohn abgezogen.

leicht als Fachkraft bleiben. Wer nicht, muss nach acht Monaten zurück.

Phan: Gestern hat die Firma gesagt, dass alle, die ein Hochschulstudium haben, von der Firma weiterbeschäftigt werden und ein Langzeitvisum bekommen. Bitte helfen Sie mir, mein Zeugnis fehlt. Schicken Sie es mir. Oder versetzen Sie mich in die Küche. Vermittlerin: Du musst dir keine Sorgen machen.

Phan sorgt sich aber. Die Schulden hängen wie ein Mühlstein um seinen Hals. Er ist erschöpft. Er will reden.

Er hat einen vertrauten Ort für das Treffen gewählt, die St.-Margareta-Kirche in Lengerich. Es ist Samstag, sonnig, offener Himmel. Phan wartet im Schatten des Kirchenschiffes, er grüßt

mit beiden Händen, Zeichen des Respekts in der vietnamesischen Kultur. Im Pfarrhaus sinkt er auf einen Stuhl. Er wirkt müde, trägt eine dunkle Sportjacke, blaue Jeans und Turnschuhe. Ein junger Mann, der nicht gestikuliert, wenn er spricht, die Hände fest um das Smartphone, als hielte er sich daran fest. „Sie macht Druck, dass ich die fehlenden 1.600 Euro sofort zahle“, sagt er.

Sie – das ist die Vermittlerin. Rund 12.300 Euro hat er der Vermittlerin bislang überwiesen, fehlen noch etwa 1.600 Euro zur vollen Summe. Aber mehr könne er nicht zahlen, und seine Familie in Vietnam auch nicht. „Selbst wenn ich das Geld hätte, würde ich es nur überweisen, wenn ich den zweiten Job im Restaurant bekomme.“

Aus seinem Rucksack kramt Phan einen Stapel Papiere, Bankkontoöff-

nung, Anmeldung bei der Bundesagentur für Arbeit, Auskunft über die Steuer-ID, Dokumente in Verwaltungsdeutsch, er versteht sie nicht. Seinen Arbeitsvertrag mit Westfalenland, zehn Seiten auf Deutsch und Englisch, habe er in Vietnam unterschrieben. Aber nur die letzte Seite sei ihm von der Vermittlerin vorgelegt worden, der Name Westfalenland taucht dort nicht auf.

Phan sagt: „Ich wusste erst in Deutschland, dass ich in einer Fleischfabrik arbeite.“ Erst im Bus zur Arbeit wurde ihm klar, dass die Versprechen, mit denen man ihn gelockt hatte, falsch waren. Übrig blieb Arbeit im Stakkato und das Gefühl, getäuscht worden zu sein.

Für Vietnam sind Arbeitsmigranten ein Wirtschaftsfaktor. 2024 überwiesen sie rund 16 Milliarden Dollar in die Heimat, fast vier Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Der Staat fördert die Arbeitsmigration nach Kräften.

Es ist ein Nährboden für dubiose Vermittler, die sich um diesen Wirtschaftszweig ranken. Das Arbeitsministerium in Vietnam listet 453 lizenzierte Unternehmen auf, die offiziell genehmigt sind, Arbeiter ins Ausland zu entsenden. Aber rund um das offizielle System blüht ein zweiter Markt: sogenannte Geisterfirmen, die ohne staatliche Lizenz vermitteln und häufig Gebühren im vierstelligen, teils sogar fünfstelligen Bereich kassieren.

Phans Vermittlerin steht nicht auf der offiziellen Liste. Auf TikTok präsentiert sie sich als erfolgreiche Geschäftsfrau: Videos an Flughäfen, in den Händen Visa-Dokumente, darüber der Text: „Suche weitere Nagel Designerinnen für Deutschland, 2.700 Euro Gehalt“. Sie sagt nicht, ob sie ein Brutto- oder Nettogehalt verspricht. Ein anderes Video zeigt einen Antrag für eine kurzzeitig kontingentierte Beschäftigung in Deutschland, Reisepässe und einen Schriftzug: I love Germany.

Fast täglich postet die Vermittlerin neue Videos, pflegt mit ihren rund 6.500 Followern engen Kontakt, reagiert auf Kommentare, liked sie. Zukunftsträume im Hochformat. Ein Konzept wie gemacht für Vietnam, ein junges Land mit einem Durchschnittsalter von 33 Jahren und dem zweithöchsten TikTok-Traffic weltweit. Das Leben ist teu-



Hinter dem Zaun die Fabrik, davor ein schmaler Weg: Männer warten, scrollen, schweigen während des Schichtwechsels. Sie hocken – eine gewöhnliche Ruhehaltung in Vietnam.

Sie kamen ohne Perspektive, fanden Schichtarbeit. Vietnamesen in Westfalen, Fremde in einem Land, das ihre Arbeitskraft braucht.

er, die Löhne sind gering, ein Land, in dem junge Menschen kaum Aufstiegschancen haben.

Die Vietnamesen bei Westfalenland Fleischwaren kamen über ein neues Einwanderungsmodell, die kurzzeitig kontingentierte Beschäftigung. Der Deutsche Gewerkschaftsbund (DGB) hält davon nichts. Ein „Irrweg“ und „hochproblematisch“ sei das, sagt Mohamed Faily, Arbeitsmarktexperte beim DGB: Das Modell biete keine Perspektive, nur befristete, prekäre Arbeit. Wer kaum Deutsch spricht und seine Rechte nicht kennt, sei besonders leicht auszubeuten.

Zwar gelten Tarifverträge und müssen die Arbeitgeber Reise und Sozialversicherung zahlen. Dennoch seien die Beschäftigten meist auf private Vermittler angewiesen und abhängig vom Arbeitgeber. Der DGB warnt, immer neue Sonderwege für kurzfristige Beschäftigung zu schaffen.

Phan wusste lange nicht, wie viel die Reise wirklich kosten würde. Die Vermittlerin hätte die Summe Stück für Stück erhöht. Zuerst hätte sie 2.600 Euro verlangt – Geld, das er nicht hatte. Seine Familie habe einen Kredit aufgenommen, sagt Phan. Kaum war das überwiesen, hätte die Vermittlerin weitere 9.700 Euro gefordert, angeblich für das Visum. Weitere 1.600 Euro sollte er zahlen, wenn er in Deutschland ist. „Sie hat uns ausgetrickst“, sagt Phan.

Andere Vietnamesen bei Westfalenland unterschrieben bei einer größeren Vermittlungsagentur. Die Verträge liegen der Redaktion vor. Vier junge Männer zahlten jeweils rund 10.000 Euro für die Perspektive Deutschland. Die Hälfte davon als „Fluchtschutzkaution“. Sie wird einbehalten, heißt es im Vertrag, sollten die Vietnamesen untertauchen oder der Vertrag bei Westfalenland früher als geplant enden. Sie müssen nach genau acht Monaten zurück nach Vietnam. Sonst ist das Geld weg.

Diese Männer wussten schon in Vietnam, dass sie in Deutschland mit Fleisch hantieren werden. Sie zog das Geld an. Zweitausend Euro Nettolohn wurde ihnen in Aussicht gestellt, das sei ein Traum in Vietnam, sagen zwei von ihnen. Deshalb seien sie gekom-

men. Um ihre Familie zu unterstützen, einer möchte Geld fürs Studium sparen.

Eigentlich müssten Arbeitgeber genau hinschauen, wen sie als Vermittler ins Boot holen. Eine gesetzliche Sorgfaltspflicht gibt es – nur kontrolliert wird sie kaum, sagt Mohamed Faily vom DGB. Dass Arbeiter ihre Kautions nur zurückbekommen, wenn sie pünktlich nach acht Monaten wieder ausreisen, zeige, wie schief das System gebaut sei. „Solche Geschäftsmodelle machen Menschen erpressbar“, sagt Faily. Die Verantwortung, findet er, sollte nicht bei denen liegen, die am wenigsten Macht haben – sondern bei den Firmen, die profitieren.

Phan: Können Sie mich in die Küche versetzen?

Vermittlerin: Das ist zu kompliziert.

Phan ist müde, unendlich müde, im Pfarrhaus gähnt er, seine Antworten werden kürzer. Er entsperrt sein Smartphone, zeigt ein Video aus dem Werksbus nach einer Schicht. Eine vietnamesische Frau sackt zusammen. Phan sagt: aus Erschöpfung.

Das Video befindet sich in einer Chatgruppe mit dem Namen „Vietnamesen Westfalenland“. Dort sind alle Saisonkräfte versammelt. Es ist der offizielle Kanal zwischen ihnen und mindestens zwei Mitarbeitern des Unternehmens, die Vietnamesisch sprechen. Sie senden Schichtpläne, Mitteilungen, antworten auf Fragen. Schreiben dürfen nicht alle. Nur die sogenannten Hausprecher, einer pro Wohngemeinschaft, sagt Phan. Weitere Vietnamesen bestätigen dies.

Als das Video aus dem Bus auftaucht, antwortet einer der Vorgesetzten: „Das Senden, Verbreiten oder Hochladen dieses Videos ist strengstens untersagt. Sollte das Unternehmen feststellen, dass jemand gegen diese Regelung verstößt, wird die Person sofort entlassen.“

Es ist ein Muster, das sich durch den Chat zieht. „Wer ohne Meldung auf Toilette geht, wird gefeuert“, schreibt einer der Vorarbeiter an einer Stelle – und erntet 32 Lachsmileys als Reaktion.

Im Chat steht auch, dass Vietnamesen entlassen wurden, weil die Arbeits-einstellung nicht gestimmt habe. Dazu



Leere Straßen, roter Backstein, gefegte Bürgersteige. In Lengerich wirken die Vietnamesen wie Fremdkörper. Sie haben kaum Kontakt zu den Einwohnern.

schreibt ein Vorgesetzter: „Im Nachhinein rechtfertigen sich viele mit der Ausrede: Ich musste eine hohe Geldsumme zahlen, um nach Deutschland zu kommen.“

Seine Antwort darauf ist knapp: Die Schulden seien Sache der Arbeiter. Das Unternehmen kümmere sich nicht darum. Es zähle nur die Effizienz.

Phan sagt, er vermisse Vietnam, seine Familie. Er telefoniere täglich mit ihr. Aber er hätte erst ein Fünftel seiner Schulden zurückgezahlt. „Ich muss in Deutschland bleiben und einen anderen Job finden.“

Phan wirft seine Dokumente in den Rucksack. Morgen, am Sonntag, arbeitet er wieder, kippt Kisten mit portioniertem Schweinefleisch aus, spießt die Stücke auf, neue Kiste, und weiter. Von sechzehn Uhr bis zwei Uhr morgens.

Die Arbeit zermürbt ihn, die Vermittlerin vertröstet ihn, die Familie wartet, die Schulden drücken. Ein Knäuel aus Ängsten, das sich nicht entwirren lässt. Doch irgendwann wird er ins Flugzeug steigen, zurück nach Hause.

Phan: Stimmt es, dass ich nicht länger als acht Monate in Deutschland bleiben kann?

Vermittlerin: Das ist richtig.

Phan: Du sagst mir ständig, meine Familie und ich können beruhigt bleiben. Du hast mich nicht richtig informiert.

**Juni.** Warum die Vermittlerin Phan vier Jahre Arbeit in Deutschland versprach, bleibt offen. Er ist keine Fachkraft, bei Westfalenland kann er nicht bleiben. Vielleicht hat sie darauf gekokert. Im Juni überweist sie ihm 3.000

Euro zurück. Weitere 2.000, sagt sie, wenn er zurück in Vietnam ist.

Phan: Seit meiner Ankunft habe ich nur 2.000 Euro nach Hause geschickt.  
Vermittlerin: Das tut mir leid für dich.  
Phan: Bitte helfen Sie mir und meiner Familie, die Schulden abzubezahlen. Ich arbeite in einer sehr rauen und kalten Firma. Es wirkt sich auf meine Psyche aus, mir fallen die Haare aus. Meine Knochen und Gelenke schmerzen.

Die Vermittlerin reagiert mit einem Lachsmiley.

**Juli.** Im Beratungsraum von Würde und Gerechtigkeit lehnt sich Alexandru in seinem Stuhl zurück. Durch die Vorhänge leuchtet die Nachmittagssonne auf

## Vietnamesen gehen durch dieselben Straßen wie die Einwohner von Lengerich, aber ihre Wege kreuzen sich kaum.

sein Gesicht, die kurzen Haare, die tiefe Falte über seinen Augenbrauen. Auch Alexandru heißt eigentlich anders. Auch er arbeitet bei Westfalenland Fleischwaren, seit acht Jahren. Eine Mitarbeiterin des Vereins dolmetscht: Im vergangenen Jahr habe er einen Brief bekommen. Die Firma möchte Vietnamesen rekrutieren, stand da, weil sie nicht so einfach Mitarbeiter aus Rumänien, aus Osteuropa findet.

Schnell war der Umbruch Gesprächsthema. Er redete mit anderen Rumänen im Betrieb, sie hatten Angst, ersetzt zu werden. Vielleicht kommen die Vietnamesen die Firma billiger? Als die Vietnamesen da sind, legt sich die Angst. Es sind normale Menschen, sagt Alexandru: Sie seien sehr arm und nur hier, um Geld zu verdienen.

Gibt es etwas, das ihm an seiner Arbeit gefällt? Alexandru lacht. „Ernsthaft? Nein. Ich mache das nur zum Überleben.“ Er hoffe, ein bisschen Geld zu sparen, aber das schaffe er nicht so einfach, alles sei so teuer. Doch in Rumänien bekomme er für dieselbe Arbeit 500 Euro. Vor drei Jahren holte er seine Tochter von Rumänien nach Deutschland, auch sie müsse er versorgen. Sie sei zehn und gehe hier zur Schule. Er lächelt, wenn er über sie spricht.

Auch er ist gläubig, christlich-orthodox, sonntags fährt er zu einer Kirche in Münster. Er sagt, der Glaube bedeutet ihm alles. Alles. Das betont er. Ohne Glaube könne er nicht existieren.

Phan dreht die Perlen des Rosenkranzes zwischen den Fingern und murmelt das Ave Maria. Mit gesenktem Kopf sitzt er vor der St.-Margareta-Kirche und schaut auf seine Füße. Sonntag, kurz vor elf in Lengerich, Phan wartet, dass der Gottesdienst beginnt.

Pfarrer Peter Kossen tritt aus dem Seitenflügel, Phan steht auf. Der Gottesdienst fällt aus. Eine Gruppe Vietnamesen kommt hinzu, auch sie hatten auf die Messe gehofft, enttäuscht gehen sie.



Minh Phan sagt, er bete jeden Tag, dass er das zu viel gezahlte Geld von der Vermittlerin zurückbekommt. Er wendet sich an Gott, als sei der zuständig.

Kossen sagt, die Vietnamesen kriegten das eben nicht mit, wenn kein Gottesdienst ist. Sie gehen durch dieselben Straßen wie die Einwohner von Lengerich, aber ihre Wege kreuzen sich kaum.

Minh Phan verbeugt sich, lächelt. Dann läuft er los, zurück zur Unterkunft, vorbei an fremden Gesichtern, an Schaufenstern mit Sonderangeboten, durch Straßen, deren Namen er weder lesen noch aussprechen kann.

Die bessere Zukunft, die man ihm versprochen hat, endet nach acht Monaten. Das System funktioniert. In Vietnam scrollen junge Männer durch TikTok-Videos mit Deutschland-Emojis. Konzerne finden günstige Arbeitskräfte, Vermittler verdienen.

Minh Phan biegt um die Ecke. Morgen beginnt die nächste Schicht. Er wird pünktlich sein, wie immer.



Im Discounter nahe Minh Phams Wohnung fanden die Autoren LEON MECKLER (l.) und DAVID FUHRMANN (r.) sowie Fotograf PAUL GEIERSBACH genau die Grillfackeln, die auch Phan wickelt: Schweinefleisch mit Paprikawürste, 400 Gramm für 3,99 Euro. Früher aßen die Autoren sie selbst bei Grillfesten.

Interview

# „Die Eistonne hätte ich mitgemacht“

Was vermisst man, wenn Reutlingen plötzlich Geschichte ist? Kann die Reportageschule für das echte Leben wappnen? Und wohin ginge die Reise, wenn der Journalismus nicht mehr wäre? Ein Interview mit **Jolinde Hüchtker**, deren Zeit in Reutlingen kürzer war als ursprünglich geplant



Es flossen Tränen, als nach viereinhalb Monaten Reportageschule feststand: Jolinde Hüchtker, unsere Zwölfte im Bunde, würde dem Ruf nach Hamburg folgen und eine Stelle in der Feuilletonredaktion der Zeit antreten. So lieb hatten wir sie schon gewonnen, und jetzt sollten wir ohne sie weitermachen? Allerdings konnten wir die Entscheider:innen bei der Zeit gut verstehen. Jolinde schreibt zart, schlau und an den richtigen Stellen lakonisch. Jolinde kocht tolle Bohnengerichte und empfiehlt ausschließlich fantastische Bücher. Jolinde kickt wie Beckham. Mit Jolinde überlebt man Operationen am offenen Herzen. Zum Glück sah unser Curriculum ab und an einen Ausflug nach Hamburg vor, sodass wir zumindest an manchen Wochenenden die 565 Kilometer überwinden konnten, die nun zwischen uns lagen. Obwohl Jolinde nicht mehr mit uns zur Schule ging, waren wir immer noch zu zwölft. Das ist der Zauber von Reutlingen: Du kannst zwar wegziehen, aber los wirst du es nicht.

## Jolinde, was kann Reutlingen besser als Hamburg?

Spätzle im Besen und gutes Wetter, na klar. Aber auch: Freundschaften zusammenhalten. Reutlingen ist dermaßen eng, da bleibt einem kaum etwas anderes übrig, als auch eng zu sein, und das ist manchmal nervig, aber auch ganz wundervoll.

## Hat sich dein Blick auf die Reportageschule verändert, seit du im Juni gegangen bist?

Erst rückblickend habe ich gemerkt, was passiert wäre, wenn ich eine Reportage oder Schreibübung mal nicht abgegeben hätte. Nämlich: nichts. Die Reportageschule macht man für sich selbst, und sie ist zum Ausprobieren da, was man in all dem Stress ja sofort vergisst. Und dann kommt man raus, hat vielleicht plötzlich einen serious job, den man schnell wieder los wäre, wenn man sich zu viel ausprobiert. Das klingt jetzt ganz großväterlich, aber besser, man nutzt die Zeit in Reutlingen, sie ist saukurz.

## Wenn du an unsere gemeinsame Zeit an der Reportageschule zurückdenkst, welches Bild siehst du vor deinem inneren Auge?

Lauter Bilder! Wie wir auf der Schwäbischen Alb stehen, die Winterjacken bis zum Kinn hochgezogen, es nieselt, sodass die Stifte nicht mehr schreiben, und Pomm Fritz zeigt uns seine Wollschweine, die bald zu Wurst werden. Wie Kissa [Franziska, Anm. d. Red.] und ich mit Campari und Chips bei Corsaro in der Abendsonne sitzen, aber ganz allein, weil alle anderen die Deadline reißen und noch am Schreibtisch festhängen. Wie Leon beim Wandern durch den Schwarzwald „Rote Korallen“ von Judith Hermann vorliest. Wie Lisa tütenweise Katjes mit zur Schule bringt und Tom seine Senf-Eier. Wie Joana im Casino komplett abräumt. Die Achalm-Ausflüge, der Schneckenhof und klägliche, aber spaßige Versuche regelmäßiger Fußballtrainings...

## Unter uns: Bist du auch ein bisschen froh, dass du um gewöhnungsbedürftige Gruppenaktivitäten wie das Vom-Zehner-Springen und die Eistonne herumgekommen bist?

Definitiv. Obwohl, die Eistonne hätte ich mitgemacht.

## Deine Schulzeit war kürzer als erwartet. Konnten dir die knapp fünf Monate Reportageschule eine Sorge nehmen, die dich zu Beginn des Schuljahres begleitet hat?

Meine größte Sorge hat mir schon der allererste Abend genommen, die Abschlussfeier des 19er-Jahrgangs – als ich euch kennengelernt und sofort gedacht habe: Das wird gut.

## Deine Regionalreportage hast du über junge Städter geschrieben, die einen Schaffhof auf dem Land übernehmen. Schon mal darüber nachgedacht, aus dem Journalismus auszusteigen und dich neu zu erfinden? Und wenn ja, als wer?

Ehrlich gesagt habe ich noch nie so oft darüber nachgedacht wie in diesem Jahr – und natürlich: als Buchhändlerin. Wenn ihr nicht wisst, was ihr lesen sollt, call me!

# Impressum

**Herausgeber:**

Dr. Philipp Marquardt

**Die Reportageschule**

Ein Projekt der Volkshochschule Reutlingen  
Spendhausstraße 6  
72764 Reutlingen  
T 07121 336-182  
info@reportageschule.de  
www.reportageschule.de

**Kuratorium**

Dr. Ulrich Bausch, Wolfgang Behnken,  
Thomas Bornheim, Uta-Micaela Dürig  
(Vorsitzende), Dr. Hans Hammann, Dr.  
Cornelie Jäger, Christine Keck, Oberbürger-  
meister Thomas Keck, Dr. Claus Kleber, Dr.  
Philipp Marquardt, Annette Milz, Reinhard  
Meister, Michael Obert, Dr. Carl-Heiner  
Schmid, Cordt Schnibben, Marcel Wagner

**Chefredaktion:** Ariel Hauptmeier

**Redaktion:** Heike Faller, Philipp  
Maufshardt, Johanna Romberg

**Art Direktion:** Alexandra von Béry

**Bildredaktion:** Michael Trippel

**Dokumentation:** Günther Garde

**Lektorat:** Andreas Feßer

**Organisation:** Stefan Junger

**Illustration:** Thomas Kuhlenbeck

**Bildnachweis Cover:**

Salome Ziermann

**Autor\*Innen:**

David Fuhrmann  
Davidpfuhrmann@outlook.de

Tom Gath  
tom.gath@posteo.de

Dune Korth  
dune.korth@posteo.de

Jonas Lüth  
jonas@lueth.eu

Leon Meckler  
leonmeckler@aol.de

Katharina Osterhammer  
Katharina.Osterhammer@gmx.de

Lisa Pausch  
lisa.pausch@posteo.de

Joana Rettig  
content@joana-rettig.com

Alessandra Röder  
kontakt@alessandroeder.de

Niklas Schlottmann  
n-schlottmann@web.de

Franziska Wessel  
franziska.wes@gmail.com

**Fotograf\*Innen:**

Annica-Farina Badowski  
annica-farina.badowski@gmx.de

Adam Beyer  
adamrbeyer@gmail.com

Antonia Bretschkow  
antonia.bretschkow@posteo.de

Emil Eichinger  
info@emileichinger.de

Hanna Budovei  
anna.budovei@stud.hs-hannover.de

Paul Geiersbach  
paul@paulgeiersbach.de

Markus Heft  
info@markusheft.de

Lennart Holste  
lennart.holste@hotmail.de

Cora Trinkaus  
hello@coratrinkaus.de

Anjou Vartmann  
anjou.vartmann@gmx.de

Salome Ziermann  
salome-ophelia.ziermann@stud.hs-hannover.de

**Druck**

Gutenberg Beuys  
Feindruckerei GmbH  
Hans-Böckler-Straße 52  
30851 Langenhagen

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck,  
Aufnahme in Online-Dienste und Internet  
sowie Vervielfältigung auf elektronischen  
Datenträgern bedürfen der vorherigen  
schriftlichen Zustimmung des Heraus-  
gebers.

Ermöglicht wurde dieses Magazin durch  
eine Spende der Dieter Schwarz Stiftung,  
Heilbronn, und eine Zuwendung des  
Kultusministeriums Baden-Württemberg.  
Wir danken!

### REPORTER GESUCHT (M/W/D)

Stories schreiben, die nachhalten.  
Etwas bewegen. Von den Besten der  
Branche lernen. Sich ein Jahr ohne  
Kompromisse dem Schreiben widmen.  
Idealismus und Abenteuer. Du hast  
erste Erfahrungen im Journalismus  
gesammelt, jetzt willst du vorankommen,  
als Mensch, als Autor:in.

Bist du bereit für die Reportageschule  
in Reutlingen? Dann bewirb dich:  
[www.reportageschule.de](http://www.reportageschule.de)